VERSITY
OF
RONTO

Novellen

von

Levin Schücking.

Erster Band.

385n

Novellen

von

Levin Schücking.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Erster Band.

Pesth, 1846.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, Georg Wigand.

27671

UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt des ersten Bandes.

Seite.

Der Syndikus von Zweibrücken 1

Nur keine Liebe 45

La Fleur 151

Das Banquet auf Chicksand-Castle 245

Ein Geusenabenteuer 267

Der Syndikus von Zweibrücken.

Es war im Jahre der gnadenreichen Geburt unsres Herrn und Heilandes 1460, als ich in Bologna studirte — ich weiß nicht recht mehr was — doch entsinn' ich mich noch recht gut der Wohnung in der Nähe der »Institutionen«, wie wir eine Reihe kleiner Häuser nannten, die hinten an die Kapellen der Ostseite des Domes stieß. Es war ein düstres altes Gebäude, in dem ich zusammen mit einem deutschen Landsmann wohnte; früher war es ein Kloster der Hieronymitenmönche gewesen, die es verlassen hatten, um ein neues Geräumigeres zu beziehen. Jetzt hatte ich meine Wohnung in dem Refektorium aufgeschlagen, dessen Fenster auf einen schönen großen Garten gingen und eine sehr angenehme Aussicht gewährt haben würden, hätte man nur durch die hölzernen

Klappen schauen können, womit der untere Theil geschlossen wurde, denn damals war das Glas noch zu theuer, als daß das Zimmer eines Studenten auf diesen Luxus hätte Anspruch machen dürfen; — auch würde man sich darin sehr an dem südlichen Klima Italiens und aller Romantik seiner vielen Düfte haben ergötzen können, wär' es nur auf den mit Steinplatten belegten Fußboden, bei einem dürftigen Kohlenfeuer nicht so kalt gewesen, und hätten die Mönche nur nicht in ihrem alten Refektorium einen Geruch von Heiligkeit zurückgelassen, der uns keineswegs behagte. Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, wie meinem Stubenburschen die weißen Zähne früh Morgens oft aus Kälte zusammenklapperten; er war ein feiner reizbarer Mensch, etwas schmächtig gebaut und von einer wunderbar zarten Gesichtsfarbe. Er war aus Zweibrücken in der Rheinpfalz zu Hause. Ich möchte wohl wissen, wo er jetzt lebt, und ob etwas ordentliches aus ihm geworden ist! Sollte er diese Zeilen zu Gesichte bekommen, so bitte ich ihn, wenn er noch eine dunkle Erinnerung an seinen Stubenburschen zu Bologna erwecken kann, mir irgend ein Lebenszeichen von sich zukommen zu lassen; ich

bin ihm noch eine Wette schuldig, die wir damals darüber eingingen, ob Mathias Corvinus Steyermark besetzen würde oder nicht. Wie die Zeit verfliegt! Ob Mathias Corvinus Oesterreich und Steyermark besetzt hat oder nicht, darum kümmert sich keine Seele mehr; und doch brachte es damals alle Welt in Aufruhr! Die Institutionengasse in Bologna ist verschwunden, das Hieronymitenkloster ist mit sammt seinen hölzernen Fensterklappen, seinem Refektorium, seinem Geruch der Heiligkeit, von der Erde vertilgt. Ich habe, als ich das letztemal dort war, keine Spur davon wiederfinden können. Auch mit der Universität ist es nichts mehr; wir waren damals 40,000 Studenten in Bologna; in Prag waren ihrer 60,000; lauter tüchtige waffenfähige Knaben von sechsundzwanzig bis vierzig Jahren. Jetzt sind es Anstalten, auf denen die österreichisch kaiserlich-königlichen Wissenschaften gelehrt werden; als der alte Accursius noch die Florentina kommentirte und die sieben freien Künste blüheten, war es ein ganz anderes Leben.

Ob ich denn damals schon lebte? Ich muß die Antwort auf diese Frage voransenden, ehe ich weiter erzählen kann. Ich lebte allerdings schon Anno 1460,

und zwar ohne ein Graf Saint-Germain zu seyn und ohne ein Lebenselixir zu besitzen: und wenn auch dieß unerklärlich scheint, so kommt es bloß daher, weil Euch eine große Wahrheit verhüllt blieb, nämlich daß jeder unsterbliche Mensch ebensogut rückwärts in die Unendlichkeit zurück, als vorwärts hinein reicht, und daß er so lange immer neu geboren wird, als noch Lebensmilch, um uns alle zu ernähren, in der Brust der alten Mutter Erde vorhanden ist; oder bis er durch stufenweise Läuterung und Verfeinerung seiner Seele dahin gelangt ist, sich in eine bessere Welt hinübertragen lassen zu dürfen.

Diese Annahme löst so viele sonst nicht zu entwirrende Räthsel, erklärt so viele Phänomene, daß ich sie dadurch für eben so unumstößlich bewiesen halte, als die Bewegung der Erde um die Sonne — um so mehr, da sie nicht einmal den Augenschein und die heilige Schrift gegen sich hat, wie die Letztere, welche ich deßhalb auch nicht glaube. — Z. B. fuhr Euch nie in irgend einer Situation der Gedanke durch den Sinn: just in derselben Lage warst Du schon einmal? und doch könnt ihr Euch auf keine Weise des Wie und Wann mehr erin-

nern;*) — es war auch in diesem Eurem Leben nicht, sondern in einem früheren, von dem Ihr nur noch eine

---

*) „Sentiment of Tre-existence“ nennt Walter Scott dieses Gefühl; er läßt in „Guy Mannering“ Henry Bertram auf der Rückkehr nach Ellangowan-Castle sagen: „Wie oft befinden wir uns in Gesellschaft, die wir früher nie zusammentrafen und fühlen doch ein sonderbares und unerklärliches Bewußtsein, daß weder die Sprecher, noch der Gegenstand, noch die Umgebung uns etwas neues sind, ja, uns ist, als wüßten wir den Theil der Unterredung, der noch kommen soll, voraus.“ James Hogg hatte zuweilen dieselbe Empfindung, wie aus seiner Erzählung: „the woolgatherer“ hervorgeht. Auch Woodswooth deutet darauf hin, und gibt dabei zu verstehen, daß es die Erinnerung an eine frühere Existenz ist:

> Tur birth is but a sleep and a forgetting:
> The soul that rises in us, our life's star,
> Has had elsewhere its setting,
> And cometh from afar.

Ein originelles Werk: „The duality of the mind“, von Dr. Wigan, das 1844 in England erschien, leitet dasselbe Phänomen von dem Doppeltsein, der Zwiefältigkeit der Seele her, die er analog mit der Zwiefältigkeit des Gehirns annimmt. Nur die eine Hälfte des Gehirns hat im Augenblicke vor jenem Bewußtsein des schon einmal Dagewesenseins der Scene, in der wir uns befinden, ihre Funktionen gethan; die andre hat geschlummert und erwacht nun plötzlich und recapitulirt den Eindruck, den das andre Gehirn während seines Schlummerns empfangen hat. —

Euch unbewußt aufdämmernde Erinnerung habt. — Fühltet Ihr nie einen Widerwillen beim ersten Anblick eines Menschen, der Euch harmlos begrüßt und allen Anderen ganz gleichgültig scheint? — Er hat sicherlich in einem früheren Leben Euere Pfade durchkreuzt. Seid Ihr nie durch die Leichtigkeit, womit ihr ein besonderes Fach der Wissenschaften begriffen und Euch angeeignet habt, während bei allen andern es Euch schwerer wurde, auf die Idee hingeleitet worden, ihr müßtet schon einmal dieß verstanden, getrieben haben? »Wir lernen nichts, als was wir schon wissen«, sagt der Weise. Woher anders unsre verschiedenen Ab- und Zuneigungen für Zeiten, Menschen, Länder und Völker, die ohne ersichtlichen Grund, unsere Anlagen, unser entschiedenes Gefühl, zu irgend Etwas einen bestimmten Beruf zu haben? Kann der Grund irgendwo anders, als in Ereignissen oder Zuständen früherer Leben liegen? Woher Romeo's plötzliches lichterlohes Entbrennen bei Juliens Anblick — Romeo's, der noch dazu in Rosalindens Fesseln schmachtet? So plötzlich kann zu ihnen nicht Liebe kommen, wenn nicht, verschleiert und unbewußt, das Gefühl sie zusammengeführt hätte, in einer früheren Existenz sich

angehört zu haben. Und nun endlich, wie erklärt Ihr den Dichter? wie das, was Ihr seine Intuition nennt? Wie kann Shakspeare einen Fallstaff und einen Richard III. zeichnen, wenn er nicht schon einmal in der Haut solcher Gesellen gesteckt? in welch verschiedenen Charakteren muß nicht Goethe auf Erden umhergewandelt sein, bevor er wiederkam, um Werther, Götz von Berlichingen und Faust zu schreiben?

Ich weiß, daß Ihr mir nicht recht glaubt; aber nehmt nur einmal die rechte Stunde des Besinnens wahr, z. B. Morgens beim ersten allmäligen Erwachen, wenn ihr die Fliegen um die Reseda- und Geraniumscherben vor Eurem Fenster schnurren hört, wenn der Sonnenschein durch das Schlüsselloch schießt und auf dem Fußboden spielt, daß der blinzelnde Kanarienvogel ihm froh seine heftigen Morgenlieder anstimmt — es ist die Zeit, wo die Verse und die Erinnerungen Einem aufgehen. Ich habe mich in solchen Stunden auf wunderliche Dinge besonnen, und durch Beharrlichkeit ist es mir endlich geglückt, den größten Theil meiner Biographie herauszubekommen. Ich bin einmal zu Aix in der Provence geboren; als ich herangewachsen, gesellte ich mich,

wie das damals Mode war, in meinem gesang-reichen Vaterlande unter die eingefleischten Romantiker, die mit dem Namen der Troubadours bezeichnet werden. Eine Mandoline am grünen Bande auf dem Rücken, mit leichtem Herzen und leichter Tasche, wanderte ich durch die blumigten Fluren und über die felsigen Pfade Arelats. Bald aber machten mir die Kreuzzüge viel Kummer; Alle Welt redete mir zu, ich dürfe nicht daheim bleiben, und man konnte sich nicht ruhig mehr in der Schenke an einem frischen Trunke laben, ohne Lobreden auf die begeisterten Kämpfer des heiligen Grabes und verächtliche Anspielungen auf die, welche daheim blieben, zu hören. Die Menschen waren wie toll. Im Vertrauen gesagt, ich hatte vor den Türken Furcht; man sagte ihnen nach, daß sie Kinder fräßen und solchen Leuten hielt ich für gerathen, aus dem Wege zu gehen. Zur Antwort auf die Bußpredigten, vor denen man keine Ruhe mehr hatte, sang ich damals das berühmte Lied, welches anfängt:

„Meine Buße will ich thuen
Zwischen Meer und der Durance,
Nah bei meiner Herrin Wohnung."

Um mich für diese Frivolität zu strafen, hat der liebe Gott mich danach als Türke in dieser Welt wieder auftauchen lassen. Ich war im Gefolge des Kalifen von Cordova; noch steht es vor mir, dieß schimmernde Cordova, mit seinen goldglänzenden Minarets, mit seinen Myrthengebüschen, mit den plätschernden Springbrunnen seiner Gärten, mit den vom Mond versilberten Marmorsäulen seiner Balkone. Hört Ihr das Tambouringeklirr? Es ist eine süße, wonnige Nacht: die Sterne zucken und regen sich, als wollten sie sich losreißen und auf diese schöne warmathmende Erde niedersteigen. Fatmeh, Fatmeh, hörst Du das Lied nicht, das vor Deinem Erker gesungen wird? weißt Du nicht, daß es Vorrichtungen wie Jalousien in der Welt gibt? luftig genug, um den Schimmer zweier tiefdunkeln blitzenden Augen durchzulassen? Nein, Fatmeh hört mich nicht: Fatmeh ist todt. Cordova's Nächte sind für mich nur noch der Schatten eines Traums — und es ist gut so; was wäre der Mensch, wenn er unsterblich wäre! — er wäre schwach und erbärmlich wie das Thier, er würde nur genießen, nur die wonnigen Nächte Cordova's als sein Höchstes kennen; so aber ist der

Tod in die Welt gekommen und mit dem Tode die Kraft. Der Tod hat den Menschen den Gedanken in die Arme getrieben; in der Vergänglichkeit der Dinge liegt ihr poetisches Moment. Der Tod ist der Vater der Poesie.

Ich war übrigens zum Türken zu gut. Der liebe Gott muß es auch gedacht haben, und um mich einmal später wieder zu einem vernünftigen Menschen machen zu können, hat er mich erst als Engländer wieder geboren werden lassen. Als solcher komme ich schon in Walter Scotts Romanen vor: und zwar im Ivanhoe; unter welchem Namen, das mögt ihr selbst errathen, aber gestehen muß ich, daß dieser Brite ein großer Dichter war: er hat mich mit einer so staunenswerthen Naturtreue kopirt, daß ich selber nichts hinzuzusetzen wüßte.

Und nun — ein alter in Stein gehauener Reichsadler über dem Thore einer freien Reichsstadt hat es mir gesagt; das Flüstern des Epheus in einer alten Burgruine hat es mir vorgesungen — ja, wahrhaftig, ich muß einmal deutscher Kaiser gewesen sein. O Deutschland! o Tempel christlich germanischer Herrlichkeit! Wohin sind die Säulen geschleppt,

die Deinen Dom trugen? Wo sind die Lorbern von Legnano, von Pavia, von Bouvines? Wo ist meine Rennfahne, das heilige Banner des einen großen Reiches geblieben? Mit den Säulen haben sie ihre Hütten geständert, die Lorbern haben Hofköche zu ihren Saucen verwandt und die heilige Rennfahne, von der sie nur zu oft fortrannten, haben sie jetzt in die Papiermühle geschickt, um Platz für Protokolle zu bekommen. Papier, Papier — ein Königreich für viel Papier!

Das schlimmste ist, wenn man nach solchen Antecedentien nun wieder in einem beengten Daseyn auftaucht, daß man das Gewicht großartiger Erinnerungen mit sich führen, und doch mit der Alltäglichkeit auskommen muß, die alles vergessen hat. Meint Ihr, es sei angenehm, so unter einer Last mediatisirter Kaisergedanken einherwandeln zu müssen, die Einem oft das Herz wollen springen machen bis man weint wie ein verlassenes Kind über das heilige römische Reich deutscher Nation? —

Ich bin auch einmal Ceremonienmeister gewesen; es war am Hofe Ludwigs des XIV. Ich hätte mich hierauf schon früher besinnen können, denn es lag

immer eine große Luſt an Rococo-verzierten Schloß-ſälen und gepuderten Perücken in mir; auch werde ich unfehlbar in jede hübſche Dame verliebt, welche eine Caſawaika trägt, was ſeinen Grund lediglich darin hat, weil dieß ſchmucke Kleidungsſtück nichts anders iſt, als die Adrienne, welche man im Anfang des vorigen Jahrhunderts trug; ferner bin ich ein großer Verehrer von Damen in reiferen Jahren, welche in jener guten alten Zeit die Zierde, die Stütze und den Mittelpunkt der geiſtreichen Geſellſchaft ausmachten, während ſie bei uns — charakteriſtiſch für das Jahrhundert — verſchwunden ſind; — aber zum klaren Bewußtſein wurde mir meine feierliche Ceremonienmeiſter-Exiſtenz neulich erſt, als ich in einem Trödlerladen die prachtvolle ſeidene Weſte wiederfand mit den Silberſtickereien darauf, welche Niemand geringeres, als Madame de Nevers ſelbſt mit ihren weißen Händchen mir hineingezaubert hatte, damals, als ſie noch Mademoiſelle Quinault war. Es ſaß noch etwas von der alten Duftatmoſphäre von Verſailles in dem beſtäubten Kleidungsſtück, das mich eigenthümlich ergriff. Die gelbſeidenen Beinkleider, die dazu gehörten, der Rock von himmelblauem

Sammt, das Cordon bleu — ach, wie trat das Alles lebhaft vor meine Seele! Eine verschwundene Herrlichkeit! Süße Quinault, auch Du dahin! — Als ich sie anzog, — ich meine die Weste — war sie viel zu weit; sie schlotterte um mich wie ein Sack und reichte bis auf die Knie. Ach, ich bin mager geworden im Laufe der Jahrhunderte! aber die Zeit mit mir; die Welt ist zusammengeschrumpft, sie ist enge, knapp und filzig geworden; sie gleicht der Welt jenes glorreichen Jahrhunderts, in welchem ich Ceremonienmeister war, wie eine heutige dürftige Brustbedeckung von Piquè dem statiösen Kleidungsstücke, in welches die Herzogin von Nevers ihre silbernen Arabesken stickte, und in welchem mich meine Freunde, die Chinesen, verlachen.

Man könnte nun sagen, das Alles seyen Phantasien, wenn ich nicht glücklicherweise für meine Theorie der Seelenwanderung einen klaren und unumstößlichen Beweis hätte. Dieser besteht in einer wunderbaren Geschichte, deren Beginn sich, ich möchte sagen, unter meinen Augen einleitete, als ich zu Bologna studirte. Jetzt aber, vor einigen Tagen erst, höre ich, wie die Sache sich verlaufen, zu meinem größten Erstaunen und nicht geringerem Interesse, da ich den Helden

der Geschichte damals ja so gut gekannt hatte, obwohl es jetzt an vierhundert Jahre her sind.

Mein Stubengenosse nämlich, von dem ich oben sprach und der Pantaleon hieß, weckte mich Anno 1460 eines Morgens in der Frühe der ersten Dämmerung. Ich fuhr auf und sah ihn unbekleidet, bleich, mit einem Ausdruck wilden Schreckens, der seine schönen Züge entstellte, auf dem Stuhle vor meinem Bette sitzen.

Schrecklich! rief er aus, indem er beide Hände vor das Gesicht schlug.

»Um Gotteswillen, was fehlt Dir, Pantaleon?«

Erst nach einiger Zeit brachte ich ihn zur Erklärung seines Zustandes. Die Ursache war ein Traum, der ihn in die äußerste Aufregung der Sorge und des Kummers versetzte: ich glaubte wenigstens, daß es ein Traum sei, obwohl er hoch und theuer versicherte, daß er wach gewesen. »Ich sah mich,« erzählte er, »an meinem Tische sitzen, gebückt über die Abschrift des Ulpian, so wie sie aufgeschlagen dort liegt; vor mir stand die Lampe und ihr Schein glimmte auf den gelben Pergamentblättern, während er das Zimmer in einem unklaren Halbdunkel ließ,

Nun fiel mir plötzlich auf, wie sie so blau zu brennen beginne und höher aufflackernd zugleich den Raum um mich her wie mit einer drückenden und beklemmenden Atmosphäre anzufüllen schien. Ich richte das Gesicht empor — da öffnet sich sacht die Thüre ohne in ihren Angeln zu krächzen und, was das seltsamste ist, ein Mensch tritt herein, der die Thüre gar nicht mit der Hand berührt, weder den Riegel noch eine andere Stelle, so daß sie von selber vor ihm aufzugehen scheint und sich schließt. Die Atmosphäre um mich ward beklemmender; ich will das Fenster aufreißen, als der Fremde schon mir gegenüber jenseits des Tisches steht. Es war — denke Dir mein innerliches Grausen — ein Leichenbitter — ein Mensch, der so schauerlich aussah wie eine Meerspinne und Gesichter schnitt, wie sie die vereinigte Phantasie von sieben Teufeln nicht abscheulicher auszudenken vermag. Dabei flackert das blaue Licht meiner Lampe höher auf und bringt auf des Fremden erdfahlem Gesichte einen Reflex hervor, der es noch grauenhafter machte. Nachdem dieß Ungethüm mich nun fünf Minuten lang wie ein Oger seine Beute angestarrt, gurgelt es artikulirte Laute hervor: es ist plötzlich ein ganz ver-

künftiger ordentlicher Leichenbitter im schwarzen Sergetalare, sagt seinen Spruch gebührend auf, und lädt mich zur Beerdigung meiner Braut Marie in Zweibrücken ein.«

Pantaleon hielt inne und drückte krampfhaft seine Hand auf meine Schulter, während sein Auge nach der Thüre starrte. Da ich in dem allen nichts anders sah, als einen mehr als gewöhnlich beängstigenden Traum, sagte ich ohne besondere Theilnahme einige Worte, ihn zu beruhigen. Er hörte nicht darauf, sondern fuhr nach einer Weile fort, indem er den starren Blick seines Auges auf mich richtete:

»Und nun,« sagte er, — »nachdem der Mann seinen Spruch gesagt, grüßte er mich, das heißt, er zog sein Barett ab und mit dem Barett zugleich seinen Kopf, welchen er unter den Arm nahm und sich verbeugte. Dann wandelte er gleichmüthig zur Thüre hinaus.«

Ich konnte jetzt einen Anfall von Lachen nicht unterdrücken.

»Die Geschichte vom heiligen Dionys!« rief ich aus. »Guter Pantaleon, man sollte schwören, der Leichenbitter habe nicht seinen, sondern Deinen Kopf mit sich genommen, wenn man Dich so trübselig da

sitzen sieht, bloß weil der Alp Dich drückte. Leg Dich wieder hin und verschlaf Deinen Schrecken. —«

Da Pantaleon sah, daß seine Leichenbittergeschichte nicht mehr Theilnahme bei mir fand, als er füglich von einem Bologneser Studenten hätte erwarten können, legte er seine Kleider an und eilte in's Freie.

Ich dachte kaum mehr an die nächtliche Vision meines Freundes, als ich einige Stunden nachher über die Straße ging, um mich in die Lehrstunde eines Professors zu begeben. Der Rektor der Universität kam mir entgegen, desselben Weges ziehend: hundert Studenten, alle in der langen Schülerkleidung jener Zeit, aber alle mit mächtigen über das Pflaster nachklirrenden Schwertern bewaffnet, bildeten sein Gefolge. Denn der Rektor der Universität Bologna war ein mächtiger Herr, und ich weiß nicht, ob unter allen Potentaten der Christenheit einer war, der besser das Bewußtseyn seiner Würde und Wichtigkeit durch das Spiel seiner Mienen auszudrücken verstanden hätte denn er. Bei alledem war er ein simpler Student wie wir Andern auch, nur daß die Stimme seiner Commilitonen ihn zum Rektor erwählt und seinen Händen die Scepter der Gewalt anvertraut

hatte, so daß jetzt das Wohl von Professoren und Schülern, von Pedellen und Bürgern vom Runzeln seiner Stirne abhing.

Diese so ehrfurchtgebietende Gestalt, die damals aus einem von Gewürzwein gerötheten Gesichte, einem rothen Zwickelbart, verschiedenen andern eben so auffallenden Körperstücken und einer schweren goldenen Brustkette bestand, kam also des Weges daher und neben ihm schritt Pantaleon, noch so blassen Gesichtes wie am frühen Morgen, aber gefaßter aussehend und sich ruhig mit der Magnificenz unterredend. — »Ich danke Euch für das Versprechen,« sagte Pantaleon, als sie an mir vorüberschritten; »aber wäre es nicht möglich noch heute?«

»Weiß der Himmel was unsre Universität dem Menschen in die Seele gethan hat, daß ihm der Boden unter den Füßen brennt! Laß seh'n, noch heute? — Nun wir sind immer gute Freunde gewesen,« fuhr der Rektor fort, »und vorausgesetzt, daß Du zwölf Apostel Hippocras daran setzest, bin ich nicht abgeneigt, in Erwägung zu ziehen, was sich noch heute thun läßt.«

Pantaleon zeigte sich willig dazu und der Rektor wandte sich zu Einem seines Gefolges.

»Kanzellarius,« sagte er: »die Studiendokumente dieses jungen Mannes, den es mächtig nach den Fleischtöpfen des Landes Gosen heimverlangt, sind mir noch heut zur Unterschrift vorzulegen.«

Der Rektor schritt weiter und Pantaleon eilte zu Haus.

Als ich heimkam, war er mit dem Einpacken seiner Habe beschäftigt und am andern Morgen schritt er, eine Strecke von mir begleitet, rüstig aus dem Thore von Bologna seiner Heimath zu. Ich habe ihn in jenem Leben nicht wiedergesehen.

Desto größer war mein Erstaunen, als fast vier Jahrhunderte später die Gestalten meines geliebten Pantaleons und seines kopflosen Leichenbitters aus dem Rahmen einer höchst wahrhaften Sage vor mir auftauchten, wohl geeignet, die ernsthaftesten Betrachtungen über den seltsam überwachten Lauf unserer Lebensschicksale zu erwecken. —

Zweibrücken ist eine alterthümliche, Steinkohlen brennende, schwarze Stadt, mit sehr düstern Giebeln und sehr hellen Gesichtern, mit sehr ansehnlichen alten

Herren und sehr schlanken jungen Mädchen; sie ist Sitz eines Liebhabertheaters, worauf die Letzteren die dreißig hier residirenden Rechtskandidaten beschäftigen, welche sehr angenehme junge Männer sind, und den Damen zum Danke häufige Gelegenheit geben, sich über die interessantesten Lehren des **Code Napoleon** zu unterrichten. Dieß und ein großes Rokokoschloß sind Zweibrückens Merkwürdigkeiten.

Doch nicht alle: wenn ihr aus der Vorstadt kommend über die Brücke schreitet, welche diese mit der Stadt verbindet und nun der Hauptstraße folgt, gewahrt Ihr in dieser Letzteren zu Eurer Linken, ein Haus, welches unfehlbar Eure Aufmerksamkeit fesseln wird. Es steht weit hinter der Reihe der Uebrigen zurückgeschoben, als ob es fühle, daß es nicht in die Reihe der friedlichen Wohnungen Zweibrückens gehöre; denn es ist düster, vor einer zur Linken vor ihm angelegten Schmiedeesse ist Mauer und Giebel wie mit schwarzem Kienruß überzogen, und da es nur wenig kleine Fenster und gar keine Eingangsthüre nach dieser Seite hin hat, so bekommt es dadurch einen Ausdruck von verschlossener Melancholie. Nur in der Mitte strebt es durch ein erkerartiges Risalit vor, was aber

die todtenhafte Stille seines Karakters nicht aufzuheben vermag; erbaut ist es aus großen Quadern, die auf eine in Deutschland sonst nicht gebräuchliche Weise bearbeitet sind, nämlich wie die Werkstücke am Palast Pitti in Florenz.

Dieß Haus ist erbaut worden um das Jahr 1460, und zwar von einem fremden Herrn in vorgerücktem Alter, der eines Morgens durch diese Straßen wanderte und eine so auffallende Erscheinung war, daß er bald sämmtliche Einwohner in Verzweiflung setzte, weil sie nicht erfahren konnten, was er sei, was er wolle und weßhalb er gerade nach Zweibrücken und nirgendwo anders hin gekommen. Sein Aeußeres war weniger als uneinnehmend; es war geradezu häßlich. Er hatte grau-schwarzes krauses Haar, einen scheuen schelen Blick, so daß seine flimmernden Augen unter ihren dichten und schon ergrauten Brauen in steter, zitterhafter Bewegung waren, wie eine Eidechse unter einem Busche Salbey; seine Nase aber war völlig mephistopheliſch, lang, dünn, mit der Spitze dem breiten vorstehenden Kinn zugebogen, während von den Nasenflügeln zwei tiefgeschnittene Falten, sich um den breiten lächelnden Mund ründend, eben dahin

ſtrebten. Dazu lag eine ſchmutzig gelbe Farbe über dieſen Zügen ausgegoſſen, was ſelbſt ihrem Eigner nicht entgangen zu ſein ſchien; denn man ſah ihn beſtändig in ſchreiende Farben gekleidet, wie um die Aufmerkſamkeit von dem Teint ſeiner Haut abzulenken; ſein Wamms war entweder roth und dann gelb gefüttert, geſchlitzt und durchgebauſcht, oder es war gelb und dann roth gebauſcht. Er trug lange ſilberne Sporen, obwohl man ihn nie reiten geſehen, und ein großes Schwert an einem hirſchledernen Gürtel, an dem kleine ſilberne Schellen klingelten, wie es damals Mode war; noch auffallender dürfte jetzt erſcheinen, was es damals keineswegs war, daß der untere Theil ſeines Menſchen in einem Paar Hoſen ſteckte, wovon das linke Bein roth und das rechte gelb war, oder umgekehrt, während die Schuhe ſich in langen Schnäbeln endigten. Dabei hoch und ſtark gewachſen, ſah er aus wie ein mannhafter und dreiſter Junker; doch ſchien es ihm unter den Bürgern zu behagen, denn nicht allein, daß er ein namhaftes Stück Geld daran ſetzte, in ihre Gunſt zu kommen durch Gelage und Schmäuſe, zu denen er ſie zu ſich lud, wobei er ihnen die köſtlichſten Weine und obendrein

allerlei höchst schnurrige Schelmenstücke auftischte; er begann auch sich unter ihnen eine Wohnung zu bauen, die mit ganz fabelhaftem Aufwande und dabei unbegreiflich schnell vollendet wurde, dieselbe, die noch jetzt als ein Zeuge jener Tage in der Hauptstraße Zweibrückens steht.

Nachdem man den Fremden lange einen seltsamen und räthselhaften Kunden genannt und sich vergebens angestrengt hatte, etwas Sicheres über ihn zu erfahren, fing man nach und nach an, ihn für einen ganz umgänglichen und angenehmen Herrn zu halten, und um die Zeit, wo sein neugebautes Haus von ihm bezogen war, fand sich in der ganzen Stadt kein Bürger mehr, der ihn nicht für eine höchst joviale Seele, für ein Prachtstück von einem Menschen ausgegeben hätte. Kein Abend verging, daß nicht die Fenster seines Hauses hell erleuchtet weit in die Nacht hinaus geglänzt, daß man nicht dahinter das Klirren der silbernen Schoppenbecher, Gesang und Getobe vernommen hätte: wer kommen wollte, war geladen, und begreiflicher Weise blieben vom Bürgermeister bis zum Bader nicht Viele daheim; wer ihn aber einmal besucht hatte, der ließ nicht wieder von ihm,

denn er übte eine seltsam anziehende Macht über die aus, welche mit ihm in Berührung kamen. Am Ende schien ganz Zweibrücken unter seinen Hut gebracht und man folgte ihm, wie die Kinder dem pfiffigen Schalk von Hameln.

Es war eine stille mondbeleuchtete Sommernacht, als sich in einem bescheidenen Hause, der Wohnung des Junkers oder was er nun seyn mochte, gegenüber, der Fensterflügel eines kleinen gewölbten Gemaches zu ebener Erde öffnete. Ueber eine Reihe Blumenscherben, worin Rosen, krause Münze und üppig wuchernde gelbe Kapuzinerkäppchen blühten, tauchte der Kopf eines jungen Mädchens empor, der blonde Ringellocken, eine hohe klare Stirn und wie es schien, regelmäßige Gesichtszüge hatte, denn mehr ließ die Nacht nicht erkennen. Sie beugte sich über die Blumen und schaute dann die Straße hinab; ein Gewitterregen hatte am Abend die Luft erfrischt, welche jetzt bis in die Gassen der alten Stadt den Duft frisch gemähten Heues trug; der Mondschein stand hell auf den von der Feuchtigkeit noch dunkler gefärbten Giebeln und spielte um die gothischen Zacken und das Bleidach eines Kirchthurms, der über die

Häuser fortschaute und sich aufreckte, als ob er von den Luftströmungen des Abendhimmels Mittheilungen in einer geheimnißvollen Hieroglyphensprache zu empfangen habe, auf die er mit einem leisen blechernen Ton antwortete, wenn der Hahn sich drehte. Sonst schien Alles zur Ruhe zu seyn, außer einer Katze, die quer über die Straße schlich und dann kriechend unter der schmalen Planke verschwand, welche aufrechtstehend die Lücke zwischen zwei Nachbarhäusern verschloß. Nur drüben in dem Hause des Junkers war es hell und lebendig; Rufen, Schreien, dann und wann ein Lärm, als werde ein Krug zerschmettert oder ein Stuhl in den Winkel geschleudert; gleich darauf brüllender Gesang, der von einem lauteren Jauchzen verdrängt wurde, entweihte die feierliche Stille der Nacht.

Das Mädchen am Fenster zog den Kopf zurück, rieb die Finger an den Blättern ihrer Münze, um den Duft einzusaugen und setzte sich dann auf einen Schemel, der ihr zur Seite in der Fensternische stand. Sie legte träumend ihre Hände in den Schooß und schaute nach der hohen Thurmspitze aus.

»Es ist gut,« sagte sie leise in sich hinein: »daß

meine arme Mutter das tolle Treiben nicht mehr erlebt hat! — Ob Er auch wohl von dem wilden Junker verführt würde?« fuhr sie flüsternd fort.

Es war in diesem Augenblicke, als ob sich Schritte nahten; als sie sich erheben wollte, um hinauszuschauen, hörte sie eine Stimme vor ihrem Fenster leise: »Marie!« rufen.

Sie fuhr empor; ihre Hände verschränkten sich zitternd, krampfhaft über ihrer Brust, dann ein Sprung — sie stand auf dem Schemel — ein zweiter Satz machte einen Theil ihrer Blumenscherben klirrend in die Stube, den Rest hinaus auf die Straße fliegen, und wie eine durch nahen Hörnerschall elektrisirte Hinde war Marie schlank und gewandt über die Fensterbank gesprungen und stand draußen, um lauten Schreies »Pantaleon!« zu rufen und an die Brust eines jungen Mannes zu fliegen, der vor ihr stand.

Es war wirklich Pantaleon, unser Freund Pantaleon aus Bologna, der glücklich über die Alpen gekommen und eben in Zweibrücken anlangend, die ersten Schritte auf dem Pflaster seiner Vaterstadt zu Mariens Fenster gelenkt hatte. Seine Seligkeit,

Marien gesund und wohl zu sehen, kannte keine Grenzen; eben so wenig konnten Beide ein Ende finden, sich ihr Glück auszudrücken und so verging eine lange Zeit, bevor Marie daran dachte, daß sie in's Haus zurück müsse und zwar auf demselben Wege, den sie gekommen, weil die Thüre von innen verschlossen war. Pantaleon half ihr, und als sie wieder in ihrer Stube stand, schwang er sich ihr nach und zog einen Schemel neben den ihren.

Als Beiden die Brust frei genug geworden, um ein zusammenhängendes Gespräch führen zu können, fragte Pantaleon seine Braut:

»Welches Haus ist das dort drüben und welcher Lärm, der hinter den erleuchteten Fenstern tobt?«

»O Gott, Pantaleon,« sagte Marie: »Du wirst Deine alten Freunde nicht wieder kennen, solch ein Heidenleben ist hier eingerissen, seit Du fort bist. Das ist Alles der tolle Junker Schuld, der hierhin gekommen ist, Niemand weiß woher: ich glaube, daß es der gottloseste Mensch auf Erden ist, und doch läuft ihm Alles nach wie bethört und behext: und dann verführt er sie zu Würfelspiel und zum Trunk und lehrt sie aufs Gräulichste fluchen und die

Heiligen lästern: er steht gewiß mit dem Gottseibeiuns im Bunde, denn neulich in der Nacht, als er allein zu Hause gewesen ist, hat ein Bube eine Leiter an sein Fenster gestellt und ist hinaufgestiegen, um zu sehen, was er treibe: und der hat ihn am Tische sitzen gesehen, vor ihm eine große Eule mit einem Menschenkopf und langen Hörnern und mit der hat er gesprochen.«

Pantaleon lachte laut auf.

»So, das glaubst Du nicht,« fuhr Marie fort, indem sie ihr Köpfchen, mit dessen Locken Pantaleon spielte, ihm fortzog. »Willst Du etwa auch nicht glauben, wie er dem Bürgermeister einen Streich gespielt hat? Den hat er des Nachts mit seinen Zechbrüdern vor des Bürgermeisters eignes Haus geführt und hat ihm gesagt, da wohne der Kastenvogt, mit dem der Bürgermeister verfeindet ist und nun solle er dreist die Scheiben einwerfen: der Bürgermeister, der betrunken gewesen ist, hat ihm geglaubt und aus Wuth die Pflastersteine aus der Erde gerissen und damit so lange fluchend und schimpfend seine eigenen Scheiben zertrümmert, bis die Leute aus dem Hause gestürzt sind und ihn geprügelt haben

— denke Dir, den Bürgermeister, seine eigenen Leute!«

»Mariechen, Mariechen!« unterbrach sie hier eine rauhe und heisere Stimme von der Straße her: »Mariechen, wo hast Du das Schlüsselloch gelassen?!«

Marie fuhr empor: »Der Vater!« sagte sie: »er kommt auch aus der saubern Gesellschaft. Wart, bis er auf dem Flur ist!«

Sie ging zu öffnen, und als Pantaleon des Ankommenden Schritte auf dem Flur sich nähern hörte, schlüpfte er durch das Fenster.

»Mariechen!« sagte der Vater, in das Zimmer taumelnd und einen Zustand von Aufregung zeigend, den seine Tochter seit Kurzem leider nur zu oft an ihm wahrnahm, »ich habe Dich heut' Abend verlobt, Mariechen;« — er lallte die Worte und machte nach jedem Satze eine schraubenförmige Bewegung mit dem rechten Arm nach seiner Tochter hin, als solle der ausgereckte Zeigefinger ihr zum Spaß die Augen ausstechen: — »Du sollst den Syndikus heirathen, den Junker und den Syndikus — nein, der ist todt, der Syndikus, der liegt betrunken unterm Tisch und ist todt, der Junker hat ihn todt getrunken — Ma-

riechen, der Junker ist ein —« der Alte strauchelte über eine der zerbrochenen auf dem Boden liegenden Blumenscherben und sank in's Knie, was ihn in ein unauslöschliches Gelächter versetzte, bis seine Tochter, der über seinen Zustand die Thränen in's Auge gequollen waren, ihn glücklich zur Ruhe brachte. Auf sein Geschwätz hatte sie natürlich nicht geachtet: aber leider war, was er gesagt, nur allzuwahr. Der Syndikus war in Folge seiner Unmäßigkeit vom Schlage getroffen worden und todt von seinem Stuhl gesunken: und auf Mariens Haupt hatte das Schicksal den noch schlimmeren Schlag geführt, den ihr Vater andeutete; sie sollte den Junker heirathen.

Ihr Vater, ein etwas beschränkter und starrköpfiger Mann, war früher ruhig seinen Geschäften nachgegangen und hatte seine Lebensaufgabe darin gesehen, ererbten mäßigen Wohlstand um ein Mäßiges zu vermehren oder doch wenigstens nicht zu vermindern. Seit der Fremde aber auch ihn in seinen Kreis gezogen, war der alte Nikolaus Wandschneider ein anderer Mensch; sein Eigensinn war in eine zornige Härte übergegangen, seine Sparsamkeit in die leichtsinnigste Verschwendung, und was seine übrigen mo-

ralischen Vorzüge anbelangt, so karakterisirt sie hinreichend der Umstand, daß er bei jenem Gelage, welches dem Syndikus das Leben kostete, im Trunke die Hand seiner Tochter verkuppelte. Der Junker kam, seine Rechte geltend zu machen und that es, vom Vater unterstützt, auf eine Art, daß Marie sich wahrscheinlich von einer der zwei Brücken ihrer Vaterstadt gestürzt hätte, wäre nicht Pantaleon gewesen. Dieser sprach ihr Muth ein: da allernächstens ein neuer Syndikus gewählt werden sollte und Pantaleon die gegründetste Hoffnung hatte, von seinen Mitbürgern mit diesem Amte betraut zu werden, so hoffte er bald die Mittel in Händen zu bekommen, Näheres über den Fremden zu erfahren und ihn verderben zu können. Jedenfalls aber durfte er dann neben ihm als Bewerber aufzutreten wagen. —

Eine Wahl muß eine außerordentlich anstrengende Arbeit seyn, nach der großen Menge von schmackhaften Nahrungsmitteln und von starken Getränken zu schließen, mit welchen die Wahlmänner sich eine geraume Zeit vor einem solchen wichtigen Tage in allen Kneipen zu kräftigen für nothwendig erachten. — Pantaleon war als Kandidat aufgetreten; er glaubte

an gutem Erfolge nicht zweifeln zu dürfen, bis es plötzlich hieß, auch der fremde Junker sei als Bewerber um das Syndikat aufgetreten.

Da es nun weit schwieriger ist, das Wahlamt zu versehen, wenn Zwei da sind, die gewählt werden können, als wenn nur Einer, so wurden auf diese Nachricht hin von den Zweibrückern zuerst noch acht Tage mehr zu der Art von Selbsttrainirung angesetzt, welche sie jetzt in verdoppeltem Maaß für nöthig erachteten; dazwischen begannen beide Parteien ihr Stimmenwerben. Pantaleon hatte eine mächtige Stimme für sich; dieß war der Bürgermeister, der, seit er seine eigenen Scheiben eingeworfen, des Fremden wüthendster Widersacher geworden; sonst hatte er aber auch nicht viel mehr Begünstiger, die Frauen ausgenommen, deren Männer von dem Junker verführt waren. Dagegen hing dem Letzteren die Mehrzahl der Einwohner an, und so war das Resultat der Wahl ganz natürlich ein für Pantaleon ungünstiges, auch ohne daß man die seltsamen Behauptungen der Sage annimmt, es habe jeder der Bürger, welcher den Namen Pantaleons habe ausrufen wollen, wider seinen Willen den des Fremden nennen müssen, als

sei ihm das Wort im Munde verdreht worden: und als der Bürgermeister zum Rathhaus geschritten, habe ihn ein Schwarm von Bremsen, Horniſſen, Mücken, Wespen und allen Arten solcher geflügelten blutsaugenden Ungeheuer verfolgt und so jämmerlich zugerichtet, daß er flüchtend habe heimkehren müſſen, wo sich denn gefunden, daß seine große Staatsperücke statt des Puders mit feinem Zuckerstaub bestreut gewesen. Dieß ist um so unglaublicher, weil man noch keine Perücken kannte im Jahre 1460; sollte es dennoch wahr seyn, so wäre damit der Stadt Zweibrücken die Ehre der Erfindung dieses glorreichen und ehrwürdigen Hauptschmucks vindizirt.

Dem sei wie ihm wolle, der Fremde ward zum Syndikus von Zweibrücken proklamirt und todtenbleich, schweigend, wie es schien aller Lebenshoffnungen beraubt und verzweifelnd verließ Pantaleon den Wahlplatz. Der neue Syndikus aber stand, die Arme über der Bruſt verschränkt, triumphirend in der Mitte seiner Anhänger; er setzte das rothe Bein vor das gelbe, legte den Kopf in den Nacken und hörte in dieser hochmüthigen Stellung das Vivatgeschrei an, welches um ihn ertönte; dann brach er in

ein so bitteres und höhnisches Lachen aus, daß die ihm zunächst Stehenden stumm werdend einige Schritte zurückwichen, und nun begab auch er sich fort, mit der Miene und dem Gange eines Mannes, der einen großen Sieg errungen hat und jetzt an keinem andern mehr zweifelt.

Er begab sich zu dem Hause seines Freundes Nikolaus Wandschneider, mit dem er verabredet hatte, daß an diesem Tage seiner Erhöhung zugleich das Hochzeitfest gefeiert werden sollte; Mariens stille Resignation in der letzten Zeit hatte den Alten ermuthigt; aber weil ihn trotz dem eine geheime innere Unruhe erfüllte, welche seiner Tochter still leidende Miene keineswegs beschwichtigte, hatte er sich mit desto größerem Eifer und desto mehr Geräusch auf die Zurüstungen zu einer glänzenden Hochzeit geworfen.

Der Neuerwählte fand die Thüre des Brauthauses mit einem Bogen aus grünen Reisern und Blumen geschmückt, im Innern bedeckten Kränze die Wände der etwas dunklen gewölbten Zimmer, die frisch gescheuert und mit zerschnittenen duftigen Binsenhalmen bestreut waren; in dem größten der Wohnzimmer stand ein reiches Mahl aufgetragen,

in der Ecke auf dem gebohnten und geschnitzten Schrank prunkte das glänzend geputzte Silbergeschirr, welches der alte Nikolaus sein nannte; das Alles aber schien einzig und allein für die summenden Fliegen oder für die Sonnenstrahlen bereitet zu seyn, die hell durch die gewaschenen Fensterscheiben fielen und auf den blanken Zinnschüsseln glänzten. Im ganzen Hause war weder Gast, noch Braut, noch Brautvater, kurz, keine menschliche Seele.

Ueberrascht und staunend wollte der Syndikus, nachdem er forschend in jede Kammer geschaut, wieder zum Hause hinaus, als ihm athemlos die Magd entgegenstürzte; Marie, erzählte sie, war fort, — alles war hinaus, um sie zu suchen — aber nirgends eine Spur von ihr gefunden worden! Nach und nach stellten sich die Gäste und endlich Mariens Vater wieder ein; er war in Verzweiflung; er war bei allen Bekannten seiner Tochter gewesen: aber Niemand hatte mit einer Sylbe Auskunft geben können. Die Magd hatte sie, während der Alte noch auf dem Rathhaus bei der Wahl gewesen, und kurz zuvor, ehe die ersten Gäste gekommen, in ihren Alltagskleidern mit einem kleinen Bündel unter dem Arm aus-

gehen sehen. Wohin hatte sie nicht gesagt, und die Magd wußte es nicht, wie es Niemand in der Stadt zu sagen wußte; vielleicht hätte es Pantaleon zu sagen gewußt, aber — und das war das wunderbarste, das unerklärlichste von Allem — Pantaleon war um dieselbe Stunde wie Marie, eben so spurlos wie Marie, — verschwunden! —

Was war zu thun? Der Syndikus mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und ohne junge Frau in sein Haus zurückkehren.

Hatte der Syndikus nun aber ein gottloses Leben in Zweibrücken eingeführt, so lange er noch ein namenloser Fremder gewesen, so wurde es begreiflicher Weise noch toller, seitdem er in Amt und Würden gekommen und durch seine Verschmitztheit und Gewalt über Alles, was er einmal an sich gelockt, im Rathe bald mehr als der Bürgermeister selber galt. Die Wirthe, die Pfandausleiher, die Dirnen, die Kuppler florirten; sie sagten, der Syndikus bringe das goldne Zeitalter über Zweibrücken zurück; dagegen sagten die Geistlichen, deren Kirchen leer blieben, er sei der Antichrist: Einer aber war, der sagte, er sei der Teufel selber.

Der, welcher dieß sagte, war der alte Nikolaus Wandschneider; und der Augenblick, in welchem er es sagte, war der, in welchem der Syndikus sich angelegentlichst bemühte, mit großer Anstrengung seiner Arme und seiner Finger ihm, nämlich dem alten Wandschneider, die Kehle abzuschnüren und den Hals umzudrehen.

Dieß auffallende Faktum begab sich eines Abends spät in der Wohnung des Letztgenannten. Lange schon hatten die Nachbarn Rufen, Lärm und Wortwechsel aus dem Innern dringen gehört; endlich hatte sich ein Haufen Neugieriger davor gesammelt, und die zunächst den dicht verschlossenen Fenstern Stehenden hörten jene Worte: »Du bist der Satanas selber!« die eine wüthende Stimme ausstieß. Darauf folgte ein Schrei, dann ein tiefes Aechzen, und als nun einige die Hausthüre mit Hebebäumen zu sprengen suchten, öffnete sich oben im zweiten Stock das Söllerfenster und eine lange Mannsgestalt beugte sich hinaus, — es war der Syndikus; er grüßte höflich die Versammelten und fragte, wer mit so viel Nachdruck seinen Wunsch, einen Besuch im Hause abzustatten, unten an der Thüre kund gebe? Der Herr

Wandschneider sei unpäßlich und könne Niemanden sprechen. Dabei ließ er den Kopf des Alten neben sich aus dem Fenster schauen: er war blau, die Augen vorgequollen, ein grausenhaftes Leichengesicht. — Die Menge erhob nun ein gellendes Geschrei des Zornes; sie erbrach das Haus, sie drang die Stiegen hinan, sie fand den erdrosselten Greis — aber den Syndikus nicht mehr. Dieser wurde im Gegentheil am Fenster seines eigenen Hauses gegenüber sichtbar. Erstaunt wandte man sich dorthin: man umzingelte die Wohnung des Mörders: der Bürgermeister bot die bewaffnete Mannschaft der Stadt auf: sie kam mit Spießen und Stangen anmarschirt, sie stellte sich kühn dem Hause gegenüber auf — aber hinein — hinein ist keiner gegangen.

Dieß war übrigens auch nicht mehr nöthig: denn in der folgenden Nacht soll den Syndikus der Teufel geholt haben: man sah in der ersten Morgendämmerung das Fenster sich öffnen, man sah zwei dunkle, großen Nachtvögeln ähnliche, Gestalten hinausschweben und in eiligem Fluge in den Lüften verschwinden. Der Syndikus aber lag todt in seinem Bett, als man nun ein Herz gefaßt und bis in's Innere

seiner Wohnung vorgedrungen war. Am zweiten Tage wollte man seine Leiche begraben und zwar als die eines Mörders nicht in geweihtem Grunde. Es war Niemand in Zweibrücken, der nicht vor dem Sterbehause sich versammelt hätte, um diesem denkwürdigen Ereigniß beizuwohnen. Man brachte den einfachen schwarzen Sarg ohne Bahrtuch, den arme Spittelleute tragen mußten: der Büttel schritt voraus; so bog der Zug um die Ecke des Sterbehauses, jetzt an seiner Fronte vorüber auf die Straße — als — ja, träumten denn die Männer von Zweibrücken oder waren sie bezaubert? Da stand ja der Syndikus leibhaftig am Fenster seines Hauses und schaute zu, wie man ihn hinaustrug! Es ist keine Täuschung, er beugt sich vor, er lächelt, er grüßt die Menge — nun nimmt er sogar das Barett vor ihr ab — ha — was ist das — der Syndikus nimmt nicht allein das Barett, sondern auch den Kopf ab, der im Barett stecken bleibt, und macht so eine tiefe Verbeugung! Ein furchtbares Grauen befällt die Menge; doch hat einer die Besinnung zu rufen: »Den Sargdeckel herunter, den Sargdeckel ab!« Man

öffnet den Sarg: die Leiche liegt darin, wie man sie hineinlegte: am Fenster ist alles verschwunden.

Man schließt die Lade wieder und will sie weiterschaffen: da noch einmal steht der Syndikus am Fenster und grüßt, den abgenommenen Kopf in der Hand. Den Trägern wird es zu viel; sie wollen fliehen: aber der, welcher früher die Besinnung am meisten oben gehalten, gibt den Rath, den Sarg geöffnet zu lassen, um die Wiederholung dieser grausenhaften Scene zu vermeiden. Es geschieht und ohne Anfechtung gelangt man nun auf den Anger, wo die Grube bereitet ist: die Träger setzen ihre Last auf die frisch aufgeworfene Erde und greifen nach den Tauen: da rührt es sich in dem offenen Sarge, die Leiche hebt den Kopf auf, schaut umher, erhebt sich ganz und plötzlich steht der Syndikus mitten unter den Gaffern, wandelt ernst und fest durch sie hin, geht mit langen Schritten, von einem riesenhaften Schatten gefolgt, den die versinkende Sonne auf den Anger wirft, von dannen, über Wies' und Feld, bis er an eine schroffansteigende Felswand kommt, die er leicht wie eine glatte Ebene hinanschreitet, und von ihrer Höhe herab wirft er, Barett

und Kopf abnehmend, den staunenden Zweibrückern den letzten Scheidegruß zu.

Er soll noch da wandeln gehen, und verspätete Wanderer von dem Felsen herab auf seltsame Weise grüßen. Dieß ist auch wohl glaublich, obgleich es nicht historisch feststehende Thatsache ist, wie der Umstand, den ich noch berichten muß, daß nämlich nur wenige Tage nachher Maria und Pantaleon wieder in ihrer Vaterstadt erschienen, jene das Erbe ihres Vaters antrat und dieser jetzt Syndikus und endlich gar Bürgermeister wurde, ein Glück, das ihn wohl trösten konnte für die kurze Verbannung, welche er sich auferlegt hatte.

Möge dem geneigten Leser die in diesen Blättern skizzirte Theorie der Seelenwanderung durch den dafür mitgetheilten Beleg so klar geworden seyn, wie ich jetzt aufgeklärt bin über den seltsamen und prophetischen Traum, den im Jahre 1460 mein Studiengenosse in Bologna mir mittheilte.

Nur keine Liebe.

Die schwarze Kammer.

Es war sehr natürlich, daß dem Herzoge von Hetzendorff-Massenbach das Regieren mitunter äußerst schwer wurde.

Er hatte nämlich keine Unterthanen, wenigstens keine solche, an denen etwas zu regieren gewesen wäre, da sie ein Häuflein der gutmüthigsten und lenksamsten Menschen bildeten, die je auf einem Paar Quadratmeilen Landes in einer Stadt, einem Markt, einigen Kirch-Dörfern und mehrern Gütern und Höfen gewohnt haben. In patriarchalischer Einfachheit erzogen, nie aus einem engen Kreis ererbter Sitten weichend und der Väter Verfahren in allen Dingen zur festen und genügenden Richtschnur nehmend, war nun seit vielen Jahrhunderten eine Generation derselben nach der andern unter Herzoglich

Hetzendorff-Massenbach'schen Auspicien geboren worden, aufgewachsen, in die Blütezeit getreten und verwelkt. Denn geblüht hatten sie alle; bei einem gesunden Klima, nahrhaften Getränken und wenig Arbeit konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Segnungen landesväterlicher Fürsorge und Ueberwachung hell und unverkennbar auf ihren runden und freundlichen rothen Wangen malten. Sie brauchten weder den Arzt noch den Richter, weder den Voigt noch den Gendarmen und am allerwenigsten den Steuerempfänger, wenn er nicht aus eigenem Antriebe gekommen wäre: und wozu sie den Herzog selber brauchten — das hätte Keiner von ihnen ausgeplaudert, und deßhalb überließen sie vertrauensvoll ihm selber, darüber zu entscheiden — er mußte es doch wissen!

Er wußte es aber auch nicht, und das war sein Kummer. Er hätte gar zu gern regiert und zu schalten und zu walten gehabt, daß ihm der Schweiß von der Stirne getropft wäre: aber war er nicht in einer verzweiflungsvollen Lage, in welcher ein Petrus a Vineis, ein Oxenstierna und ein Sully selber mit seiner Regierungsweisheit zu Ende gekommen wäre

und nicht gewußt hätte, was zu thun? So lange der Herzog jung war, half er sich, indem er jagte, ritt, fuhr und derley ziemlichen und einem großen Herrn wohlanständigen Uebungen oblag, so daß die Hetzendorffer nicht mehr wußten, ob ihr Herzog des Jagens und Reitens wegen, oder das Jagen und Reiten ihres Herzogs wegen von Gott so trefflich erfunden und eingerichtet sey. Dem sei wie ihm wolle, es verflossen doch dem Herzog auf diese Weise die übermäßig vielen und langen Tage, womit der Mensch auf Erden gesegnet ist. Jetzt aber war der gnädigste Herr älter und corpulent geworden und fing an, alle körperliche Bewegungen zu scheuen: die Jagd hatte ihren Reiz für ihn verloren; die Diners, zu denen er sonst ein Erkleckliches an Zeit verwendet, machten ihn unwohl; der Wein trieb ihm Congestionen zu Kopf; kurz, der Herzog von Hetzendorff-Massenbach fühlte, daß er so nicht fort vegetiren könne, daß er der Anregung, des Reizes und der Thätigkeit bedürfe, um nicht Hypochonder, krank, und unglücklich zu werden.

Es muß mir etwas das Blut durch die Adern peitschen, eine Anspannung aller meiner Seelenkräfte

thut mir noth — oder ich gehe zu Grunde! — seufzte er. Lassen Sie die Lärmtrommeln rühren, Hartung, schreiben Sie Proclamationen, fangen wir einen Krieg an; z. B. Krieg mit meinem Nachbar, der Krone P. Ich will mich an die Spitze meiner Heere stellen und wie ein Löwe angreifen!

Durchlaucht, die Krone P. wird es nicht merken, versetzte der Baron Hartung, der geheime Cabinets-Sekretair, an welchen Serenissimus jene Worte gerichtet hatte.

Aber Sie sehen doch, daß es so in meinen Landen nicht bleiben kann. Ich leide fürchterlich: meine Nerven sind so abgespannt, daß ich den ganzen Tag über in Schlaf zu sinken geneigt bin. Eine völlige Revolution thut mir noth! —

Eine Revolution! fuhr er nach einer Weile fort — wer hat mir dies Wort auf die Zunge gelegt? Machen wir eine Revolution, Hartung! Das gäbe Leben, Lärm, Arbeit; Gelegenheit zu einer heroischen Kraftäußerung — man schriebe von uns; die Zeitungen würden voll davon, wie ich die Hydra der Empörung besiegt, mit eigener Hand, den Degen in der Faust!

Durchlaucht, an mir soll's nicht liegen; aber Ew. Durchlaucht Unterthanen sind zu glücklich und zu ergeben, um eine Revolution machen zu wollen.

Aber mir zu Gefallen? Sie wissen, daß ich sie liebe, wie meine Kinder! — Doch das ist's, ja! ich glaube, Sie haben Recht, Hartung: es sind gute, gute Menschen — sagte der Herzog, indem eine Thräne in seine blauen, großen, vorquellenden Augen trat. So bleibt mir nichts übrig, als die Revolution selber zu machen. Sie muß von obenher kommen — ich muß ein Tyrann werden. Ich will anfangen, sie zu despotisiren, daß ihnen die Augen übergehen sollen — wenn Alles vorüber ist, soll ihnen der Schaden aus meiner Schatulle ersetzt werden, machen Sie sich zum Behuf die nöthigen Notizen, Hartung, damit Keinem Unrecht geschieht. Aber sie sollen sehen — fuhr er fort, indem er vor den Spiegel trat und sein gutmüthiges, etwas schwammiges Gesicht in Runzeln zog — wie mir der Tyrann stehen wird; es wird aber zweckmäßig sein, wenn ich mir einen martialischen Schnauzbart wachsen lasse — meinen Sie nicht? he?

Durchlaucht werden aber dennoch immer Sere-

nissimus bleiben, versetzte lächelnd der Cabinets-Sekretair.

Es erfolgte nun unverweilt aus dem Herzoglich Hetzendorff-Massenbach'schen Cabinet eine Reihe von zornigen Verordnungen, die keinen Sinn und keinen Verstand hatten; aber, wie es schien, und unbegreiflicher Weise, ganz erfolglos, denn, soviel sich verspüren ließ, wunderte sich Niemand darüber. Man ließ die Verordnungen ablesen und an's schwarze Bret am Rathhause der Residenz schlagen und ging dann den alten Weg. Der Herzog gerieth darüber immer mehr in den Eifer des Despotisirens hinein. Bald befahl er, alle Schlafmützen seien nur noch in den Landesfarben zu tragen, weil Serenissimus dieß für passend erachte; bald, es seien alle Regenschirme abzuschaffen, da seine geliebten Unterthanen doch hinreichend trockene Gesellen.

Den Hunden wurde das Bellen, den Essen das Rauchen untersagt. Endlich ging der Herzog so weit, sein Cabinet zu einer sogenannten „**chambre noire**" zu machen; das Lesen der Briefe gab ihm nicht allein eine Unterhaltung, diese neue Art landesväterlicher Obhut und Ueberwachung diente auch dazu,

die lämmerhaften Gemüther seiner Unterthanen zu erbittern und ferner das Wachsen der zu erwartenden Gährung im Lande, das Anknüpfen von Verbindungen mit dem revolutionären Ausland und so weiter auf's Genaueste zu beobachten.

Eigentlich ist die Sache unmoralisch! sagte der Herzog, indem er seinen jungen Tyrannenschnauzbart glattstrich: aber es geht nicht anders — große Politiker haben sich immer über solche Scrupel erhaben gefühlt. Nicht wahr, Hartung? Bin ich nicht der Vater meiner Unterthanen? Darf ein Vater nicht die Briefe seiner Kinder durchlesen, schon um der orthographischen Böcke willen?

Der Cabinetssekretair wagte nicht zu widersprechen, da er sah, daß die schwarze Kammer eine Lieblingsidee des Fürsten geworden war. Doch bat er, ihn von dem Geschäfte des Brieferbrechens zu dispensiren und einen untergeordneten Schreiber, auf dessen Verschwiegenheit zu bauen war, dazu zu verwenden.

Der Menschen Gewissen ist leicht beruhigt. Nachdem der geheime Cabinets-Sekretair sich gegen das Verletzen der „Siegelheiligkeit" verwahrt, schien er keinen

Grund zu kennen, der ihn abgehalten hätte, die einmal erbrochenen Briefe zu durchblicken und die, welche ihn interessirten, mit Muße zu durchlesen.

So finden wir ihn eines Morgens allein im Cabinet des Herzogs, die jüngste Sendung, welche vom Postmeister eingelaufen war und die der Schreiber mit geschickt gelöstem Siegel vor ihm auf den Tisch gelegt hatte, durchmusternd, bis die Durchlaucht erschien, der er sie alsdann einzeln zu überreichen pflegte.

Der Cabinets-Sekretair Peter von Alcantara Baron von Hartung war ein zierlich gebauter, blasser, junger Mann mit schönen Gesichtszügen, die etwas weiblich Zartes hatten. Seine Augen waren von einer klaren, aber harten Bläue und die scharfgeschnittenen, sehr regelmäßig gezeichneten Brauen milderten diesen Ausdruck von Schärfe und Härte nicht, der eine gewisse Zwiefältigkeit in seinem Gesichte hervorbrachte, daß es schien, als ob der muthige, männliche, ja strenge Ernst, welchen seine Blicke verriethen, die Milde und Weichheit hätte verdrängen mögen, die um seine Wangen und um seinen anmuthigen Mund sich gelagert hatten. Er sah sehr klug, sehr ruhig und zugleich etwas blasirt aus, denn es lag eine gewisse Re-

ſignation in ſeinen Zügen, dem Lauf der Dinge hier auf Erden und was derſelbe für ihn noch herbeibringen könne, jemals Geſchmack und Intereſſe abzugewinnen. — Und in der That mochte er ſich nicht glücklich fühlen. In einer größeren Stadt erzogen und ein nicht unbeachtetes Glied ihrer höchſten Geſellſchaft, hatten ihn ſeine Verhältniſſe ganz vor Kurzem genöthigt, eine Stellung an einem kleinen Hofe anzunehmen. Er war ohne alles Vermögen, nnd ſo mußte er jetzt den geiſtigen Genüſſen, welche eine Stadt durch ihre mannichfachen Kreiſe und Anregungen gewährt, entſagen, ohne dafür die Befriedigung einzutauſchen, welche das Gemüth ſich aus einem innigen Verkehr mit der Natur und aus dem Reiz des Landlebens unter edeln Menſchen zu verſchaffen weiß. Dieſer ganze Hetzendorff'ſche Hof konnte einen ſatyriſchen Beobachter drei Wochen lang amüſiren, in der vierten aber wurde er langweilig und in der fünften unausſtehlich.

Doch ſagte man, daß der Baron Hartung aus ſeinen früheren Kreiſen eben nicht ungern geſchieden ſei, weil ſie ihm durch eine unerwiederte Neigung vergällt worden, die ihn lange Zeit hindurch an den zahlreich

bespannten Triumphwagen einer schönen und geistreichen Dame gefesselt habe.

Er saß jetzt wie gedankenlos über die Geschäftsbriefe und Krämerzuschriften vor ihm gebeugt, den Kopf mit dem Arme stützend und eines der Blätter nach dem andern von sich schiebend. Wie unersprießlich, wie blödsinnig flach und nichtssagend waren die Physiognomien, welche ihn aus diesen Schriftzügen anstarrten! blondköpfige, rothwangige und wohlhäbige Seelen, deren höchstes Verlangen sich darauf richtete, daß ein Handelsfreund ihnen eine Kiste mit Kandis sende oder ein Schuldner eine Rechnung von drei Gulden siebzehn Kreuzern bezahle: — und wie interessant, wie eigenthümlich ausgeprägt, wie voll Geist, voll tiefer Poesie können nicht die Physiognomien sein, die wie mit luftigen, für das körperliche Auge unerfaßbaren Farbentönen auf den weißen Grund gemalt sind, worüber eine intelligente Hand ihre Linien gezogen hat! Der Schatten, den der Charakter mit seinen versteckteſten Eigenschaften wirft, das Daguerreotyp innerster Gedanken, zu deren Entwickelung das Gespräch nicht Ruhe und Muße läßt, der Spiegel der Seele, das ist der Brief sinniger und gemüthbegabter Menschen

— durch seinen Inhalt nicht allein, sondern seine Wendungen und seine Form, durch seinen Stil und seine Schriftzüge. Jeder Brief ist der Schreiber selbst — in einen Bogen Papier und eine Anzahl schwarzer Striche verwandelt. Nehmt eure Briefe, die, welche ich meine, die, welche ihr des Aufbewahrens für immer werth haltet, die, Briefe voll Freundschaft, voll Vertrauen, voll Liebe. Ist nicht z. B. dieser erste hier, dieser Brief voll Enthusiasmus, voll Wärme und Begeisterung, der Schreiber selbst? blickt er euch nicht daraus an, wie er die geballte Hand an die Stirn drückt, wie es ihn so gewaltig ergriffen und gepackt hat — die Freiheit, die Tochter seiner Hauswirthin voll Nikolaus Lenau und Zärtlichkeit, ein Zeitungsartikel, ein Gemälde, es sey nun, was es sey? Ist er es nicht, der seine Wimper so oft im Leben naß gefühlt hat und der nun aus lauter Angst vor seiner eigenen Rührung immer der lauteste Schreier ist und mit miserablen Späßen sich und die Gesellschaft »zweckessender« Freunde füttert, damit die allgemeine Stimmung nur nicht über die prosaische Heiterkeit hinausklimme — damit nur nicht die Andern um ihn her die reizbaren Saiten in seiner Brust berühren und ihn

zwingen, wie elektrisch durchzuckt und überwältigt, sein blutendes Gefühl vor ihnen auszuströmen — zu sprechen, zu weinen, aus der Haut zu fahren? Ist nicht die ganze Färbung dieses Briefes so blau wie sein tiefblaues Auge, liegt nicht um diese langgezogenen Züge seiner Buchstaben, die mit Blitzesschnelle in schlanke Schnörkel auseinander gefahren sind, dasselbe, was um seine flatternden dunkeln Haare, die langen wirren Locken schwebt, der Aether, das geistige Palmölarom der Schwärmerey?

Und nun dieser zierlich gefaltete duftige Brief hier, auf dem glättesten Bath, mit der Vignette, wo Amor den Löwen bändigt, mit all der logischen Klarheit des Nichts in den Gedanken, mit den regelmäßigen, geraden, wie abgezirkelten Schriftzügen, wo eine Zeile ist wie die andere — ist er nicht die glatte seidene Salonseele selber, die ihn schrieb? Eine Seele, deren Gefühle und Gedanken wie ein Uhrwerk gehen, aufgezogen von gemachter Sitte und in deren Dasein alle Stunden schlagen an der Glocke des guten Ton's?

Dann dieser dritte Brief — dieses Ungeheuer von einem Briefe, denn es sind acht, neun, zehn dünne Blätter, noch an den Seiten und über dem Datum

beſchrieben, das heißt über dem Ort, wo man das Datum hinzuſetzen pflegt, denn der Brief ſelbſt hat keine Tag- und Zeitangabe — er dürfte ſie nicht haben, wenn er auch nicht von einer Dame wäre; er gehört nicht in die irdiſchen Beſtimmungen von Zeit und Raum — iſt er wieder nicht das treue Spiegelbild Der, die ihn ſchrieb? — Iſt er nicht ſo weich, ſo leicht, ſind nicht die Züge ſo fein und unmateriell, die Gedanken ſo duftig, die Gefühle ſo voll Durchſichtigkeit und Klarheit, ſo diaphan gewebt, ſo ganz als ob man durch ſie hin bis in die Unendlichkeit ſchauen könnte? Iſt ſie, die Schreiberin, nicht auch eine ſo leichte unmaterielle Geſtalt, ſind ihre Züge nicht ſo zart, iſt ihre Stimme nicht ſo voll reichen Mollklangs, wie er aus dieſem Briefe tönt? Iſt ſie nicht eine ebenſo durchſichtige Vaſe für ihre Gedanken und Gefühle, die gleich einem Strauß tiefgefärbter und phantaſtiſcher Blumen, in deren friſche Kelche der Schmerz und die Leidenſchaft eines Engels die Thautropfen geweint haben?

Und dies ſeltſame Gefühl, einen ſolchen Brief, den ihr ſelbſt geſchrieben habt, ſolch einen mit der Feder gezeichneten Schattenriß eures damaligen Seyns nach

langer Zeit von einem Freunde aus der Schublade genommen zu sehen! Ihr möchtet ihn um Alles nicht wieder lesen; ihr mögt ihn nicht sehen: es ist ein Sarg, in dem eure todten Gedanken bestattet; ihr seyd es selbst, wie ihr damals dachtet und spracht, der darin bestattet ist; er ist euch fatal wie euer Spiegelbild bei Nacht!

Es waren diese Gedanken, welche dem jungen Mann durch den Kopf gingen, als er im Cabinet des Herzogs von Hetzendoff über den nichtssagenden Briefschaften gebückt saß, welche eine nach der andern von ihm geöffnet und wieder zusammengefaltet wurden — bis er plötzlich einen leisen Ruf der Verwunderung ausstieß, während seine Hand zitterte, als ob der Brief, den sie aufgehoben hatte, ihr einen elektrischen Schlag versetzt habe. Es war ein sorgfältig zusammengelegtes Couvert, mit einem Wappen, das eine siebenspitzige Freiherrnkrone schmückte. Der Löwe, der mit aufgehobenen Pranken den Inhalt vertheidigen zu wollen schien, und gegen jeden Frevler drohend die Zunge ausstreckte und die Zähne wies, zürnte umsonst; das Couvert war, wie alle andern Briefe, geschickt geöffnet und Hartung hatte den Inhalt herausgenommen und fast

ganz durchlaufen, ehe nur ein Gedanke in ihm auf=ſtieg, wie er ſein unloyales Verfahren gegen die Schrei=berin dieſer Zeilen — denn es war eine ſchöne, deut=liche, etwas männlichfeſte Frauenhand, welche den Brief geſchrieben — entſchuldigen oder nur beſchöni=gen könne. Der Brief lautete:

Elfenburg den 11. Mai.

Liebe Chriſtine!

Damit Du ſiehſt, daß mich meine neuen Verbin=dungen meinen alten Freunden nicht untreu machen, ſchreibe ich Dir ſchon heute, um Dir zu ſagen, wie froh und wohl mir hier iſt. — Ich freue mich an meinen Wäldern, an meinen Bergen, an all meinen Herrlich=keiten, daß ich in Verſuchung kommen könnte, Dir eine ſentimentale Beſchreibung des Frühlings zu ma=chen und ihn mit ſeinen tauſend Blüten und tauſend jubelnden Stimmen vor Deinen Augen in mein Terri=torium einziehen zu laſſen, wie er in meine Seele ein=gezogen iſt. — Ich habe es nicht nöthig; Du weiſt ja dennoch, wie tief und wohlthuend die Natur auf mich wirkt, und wie ſehr ich ihre Reize den langweili=

gen Kreisen und Zuständen vorziehe, denen ich entflohen bin. O wie bemitleid' ich Euch bei Euerem lauwarmen Thee, Eurer lauwarmen Conversation, Euern lauwarmen Interessen: wie dürr, wie reizlos, wie abgedroschen habe ich immer, ja schon als kaum erwachsenes Mädchen diese Kreise gefunden! In der That, Christine — den Stolz mußt Du mir lassen — ich habe mich immer erhaben gefühlt über das leere und nichtige Treiben unserer heutigen Gesellschaft; und wenn ich mich nun daraus zurückziehe, so ist das Opfer, welches ich damit Salentin bringe, und das er von mir verlangt hat, wahrlich keines, für welches ich große Dankbarkeit von ihm fordern kann!

Salentin läßt Dich durch mich bitten, den beigefügten Brief, den ich von ihm zum Anschließen bekommen habe, an seinen Freund Hardenstein zu besorgen.

Ich werde wahrscheinlich Hartung wiedersehen. Es sind nur zwei Stunden von hier bis Massenbach, wo der Herzog seine Sommerresidenz bezogen hat. Seine Erscheinung wird mich verlegen machen. Du weißt, ich bin mich einer — freilich kleinen und verzeihlichen — Schuld gegen Hartung bewußt. Es war eine Zeit, wo ich glaubte, in ihm Das zu finden,

was ich ſuchte, einen Mann im vollen Sinne des Wortes. Ich will auch jetzt nicht behaupten, daß ich mich damals durchaus täuſchte; er hat manche ſchöne Eigenſchaft, er beſitzt Geiſt und Weiche des Herzens, ich glaube, daß eine reiche Ader von Gefühl, ja von Poeſie in ihm ſchlummert — aber weißt Du, daß ich ihm nicht ganz traue, daß ich nicht ganz von der feſten Unerſchütterlichkeit eines tüchtigen und entſchiedenen Charakters in ihm überzeugt bin? Jedenfalls iſt er eitel und muß durchaus in den Hintergrund treten, neben den großartigen Zügen, in welchen die Natur den Charakter meines edlen Salentin ausgeprägt hat.

Ich bitte Dich, liebe Chriſtine, vergiß nicht, mir regelmäßig die Modekupfer zukommen zu laſſen und gelegentlich Demoiſelle des Fripperies zu ſagen, ſie könne mir die Schachtel mit dem Cardinalkragen und den ſpitzenbeſetzten Nachthauben durch den Boten ſenden, der jede Woche einmal nach Maſſenbach geht. — Lebe wohl, meine theure Freundin; ich verlaſſe mich ſicher auf Deine Ankunft im Auguſt. Einen Kuß auf die weiße Stirn Deines Ernſt! Halte lieb

Deine

Adrienne Traunſtein.

Es waren zwei Dinge in diesem Schreiben, die den Baron Hartung äußerst unangenehm berührten, das erste war, daß Adrienne von Traunstein mit dem Grafen Salentin von Guolfing verlobt schien, und das zweite, daß sie erklärte, es sei ihm, Hartung, nicht recht zu trauen! Es mochte nie in seinem Leben ein Wort irgend eines Mannes oder einer Frau ihm so tief in die Seele geschnitten haben, wie dieses letztere; das Zertrümmern seiner schönsten Lebenshoffnung hätte ihm nicht diesen Schmerz bereitet.

Adrienne war für ihn verloren — er hatte es längst sich selber sagen können — nur das Unwiderrufliche des Verlustes und der Umstand, daß sie einen Andern lieben konnte, während er sich damit getröstet, daß sie niemals, wie sie ja auch immer hoch und theuer beschworen, lieben könne und werde, das fiel ihm schwer die Brust. Aber was war es gegen diesen Vorwurf, daß sie seinem Charakter nicht traue? Sie, die er geliebt, hegte Argwohn gegen seine Redlichkeit, seinen moralischen Werth!

Er mußte sich diesen Vorwurf machen lassen, just in dem Augenblicke, in welchem er im Cabinet des Herzogs von Hetzendorff erbrochene Briefe las, welche

nicht für ihn geschrieben waren. Das wars, weshalb diese Worte eine solche schneidende Wirkung auf ihn übten!

Nur noch einen Brief mußte er lesen — dann keinen mehr; er war bitter, aber nachhaltig und für alle Zukunft zurechtgewiesen. Er mußte noch den Brief des Grafen Salentin lesen, jenes Mannes, der ihn so sehr übertreffen und in den Schatten drängen sollte. Dieser schrieb:

Guten Morgen, theurer Hardenstein; mach' kein finsteres Gesicht, wenn dieser Brief auf ein Paar Augenblicke Deine Aufmerksamkeit vom Chronicon Novalitiense abzieht, oder von irgend einem andern der alten weisen Meister, über den ich im Geiste dich gebückt sehe: denke, es wäre eine Scholie, die deine Augen vom Text abzieht. Nach acht bis vierzehn Tagen komm' ich auf einen Tag zur Stadt. Ich möchte dann, daß Du so gut gewesen wärest, von der Bibliothek: La Fauconnerie de Charles d'Arcussia, seigneur d'Esparron, 1627. s. C. 4. und das Buch von Huarte im spanischen Original — Dos ingenios, wenn ich nicht irre, heißt der Titel — für mich entnommen zu haben, daß ich beides ohne Zeitverlust mitnehmen kann.

Ueber meine Verlobung mündlich.

Du wirst Dich bei meinen Dir bekannten Grundsätzen darüber gewundert haben, Du wirst Dich nicht anders darin haben finden können, als indem Du mich inconsequent, kindisch genannt hast. Lieber Freund! was ich über die Liebe gedacht habe, denke ich noch immer: daß sie die ärgste Thorheit sey, worein ein vernünftiger Mann, der etwas Besseres zu thun hat, nur immer verfallen kann; auch kann ich Dir die heiligste Versicherung geben, daß ich Adrienne Traunstein durchaus nicht liebe und es lediglich höchst vernünftige Gründe sind, welche mich zu meinem Schritte bewogen haben. **Vale amice.**

Gualfing, den 10. Mai.

Dein

Salentin.

N. S. Ich habe Annchen wiedergesehen. Sie ist allerliebst. Diese frische Natürlichkeit, diese Blüte eines so harmlosen und doch in seiner Naivetät so intelligenten Gemüths, diese Bewußtlosigkeit ihrer Schönheit, welche sie so reizend macht — ich bin ganz entzückt. Du solltest sie sehen! Ich habe sie in dem Pfarrhof

von Lodorf, zwei Stunden von hier, bei einem alten Stiftsfräulein untergebracht.

Als der Baron Peter von Alcantara Hartung diesen Brief gelesen hatte, empfand er einen innern Jubel, der ihn wieder eben so hoch erhob, wie tief ihn der erste Brief niedergeworfen hatte. Also das war der Mann, dessen in großartigen Zügen angelegter Charakter, dessen Seelenadel ihn so ganz verdunkeln sollte! Dieser Mann, dessen Heucheley ihn um Adriennens Hand gebracht hatte und der nun so völlig entlarvt war! Es war ein unendlicher Triumph für ihn und seine gedemüthigten Gefühle konnten wieder riesengroß sich aufrichten; — wie konnte er an Adriennen sich rächen — wie großartig konnte er vor ihr stehen und ihr Unrecht ihr vorwerfen — dann es beweisen — dann glühende Kohlen auf ihr Haupt legen, indem er durch ein Duell sie von einem Bräutigam befreite, der sie betrog — so unverzeihlich betrog, denn Alles kann ein edles Frauengemüth verzeihen, nur nicht, ihr Liebe gelogen zu haben — tausendmal eher eine Untreue.

Er konnte noch grausamer sich rächen: er konnte schweigen und Adrienne in die Hände dieses Salentin fallen lassen.

— Nein, pfui! rief er aus — und warf alle Gedanken der Eitelkeit, des egoistischen Triumphes, der Rache weit von sich, mit um so größerer Heftigkeit, je mehr er befürchtete, daß sie zu ihm zurückkehren könnten.

Er war ein Heiliger in diesem Augenblick; so schmerzlich bereute er, was er aus seiner rasch mit den Gedanken durchlaufenen Vergangenheit sich vorzuwerfen hatte, so fest schwor er sich, jedes Abweichen und Wanken von dem einen geraden Wege einer tüchtigen, untadelhaften Gesinnung zu vermeiden. Adriennens Worte über ihn waren einer unbekümmerten eiteln Schwäche in ihm, der er, in den Tag hineinlebend, nachgegeben hatte, was jenes: »Saul, Saul, warum verfolgst du mich!« der Verblendung des nach Damaskus sprengenden Eiferers, — der Ruf, der den Schlafwandler weckt, das Signal zur Umkehr!

Der moralische Mensch lernt später geradeaus zu schreiten, ohne rechts und links abzuschwanken, als es der physische lernt, und wir selbst sind oft ganz vollständig erwachsen, wenn unser Charakter noch sehr des Fallhuts bedarf.

Hartung war so entschieden und fest entschlossen,

von jetzt an den Fallhut nicht mehr zu bedürfen, daß es ihn verlangte, sich selbst von der Kraft seines Willens über die Forderungen und Befriedigungen seines Ich und des Egoismus einen Beweis zu geben, welcher ihn in seiner moralischen Zerknirschtheit tröstete und erhübe; würde dieser Beweis nicht auch nebenbei der Eitelkeit, welcher soeben eine Nahrung entzogen war, eine andere dafür wieder geben? Denn so ist der Mensch — aus einem gewissen Kreise kommt er nie heraus. So war Hartung endlich getröstet, nachdem er den Entschluß über sich gewonnen, Adrienne nur zu bemitleiden, sie zu warnen, zu retten, ohne sich selbst dabey in's Spiel zu bringen und Dank dafür zu verlangen, sondern ganz ungesehen im Hintergrunde zu bleiben — und endlich jenes kränkende Urtheil ohne allen Groll hinzunehmen, und nur zu suchen, wenn es je Grund gehabt, es für die Zukunft zu einem ungegründeten zu machen.

Er mußte freilich ungesehen im Hintergrunde bleiben, wollte er Adrienne warnen. Durfte er ihr oder Jemanden in der Welt — schon seines amtlichen Verhältnisses wegen — gestehen, daß er die Briefe gelesen?

Was war zu thun?

Einzig, was er that. Er verwechselte die beiden Briefe und schob sie in die unrechten Couverts, so daß Adriennens Schreiben mit dem Verlangen nach dem Cardinalkragen und den Nachthauben an den gelehrten Bibliothekar adressirt war und Graf Salentin's Geständnisse jetzt an die Baronin Christine von Trossenheim gingen. Dieß war Adriennens beste Freundin. Hartung, der sie kannte, wußte, daß sie nichts Eiligeres würde zu thun haben, als ihrer Freundin die Naivetäten ihres Bräutigams mitzutheilen und zugleich in's Geheimniß zu 'ziehen, wer ihr zunächst in den Wurf komme. Darauf klingelte er dem Schreiber und ließ die Briefe sorgsam wieder schließen. Hierüber trat der Herzog in's Cabinet.

Guten Morgen, Hartung, sagte er mit dem freundlichsten Gesichte in der Welt — ah, die Briefe! was haben Sie erfahren, noch keine dumpfe Gährung, keine mitternächtlichen Versammlungen, keine Pulver- und Flinten-Bestellungen, noch immer nichts?

Nein, nichts, Durchlaucht, versetzte Hartung, sich groß und hoch aufrichtend, daß er mit dem gutmüthigen Schlemmergesichte vor ihm eine auffallende Veranschaulichung der Wahrheit bildete, wie hoch und

erhaben der Adel und die stolze Energie eines einzigen Gedankens den Mann über die in Purpur geborene Nichtigkeit emporhebt: — und ich nehme daher Veranlassung, fuhr er fort, Ew. Durchlaucht vorzustellen, daß es von nun an mit der schwarzen Kammer billig ein Ende hat, da sie sich unter keinem Gesichtspunkt irgend beschönigen, vielweniger rechtlich vertheidigen läßt.

Ludwig XV. konnte eine solche zweideutige Maßregel erfinden und ausführen — aber Sie, Durchlaucht — Sie sind viel zu — nun was? — ja, viel zu wenig Ludwig XV. dazu. — Hier ist das Concept der Instruktion an den Postmeister: Ew. Durchlaucht werden den Widerruf hier an den Rand schreiben!

Vertubleu und Ventre — saint — gris! schrie der Herzog und lachte dann aus voller Kehle: Hartung, Hartung, da haben wir ja, was wir wollen, die Revolution, die Revolution von oben her, die Revolution in unserm eigenen Cabinet! Sie geht mir zu Leibe, wie die östreichischen Stände Kaiser Ferdinando! — Sie sind charmant, Hartung; aber grob sind Sie! fügte der Herzog hinzu, indem er seinem Cabinets-Sekretair eine Prise bot und dabei etwas beklommen seine Züge beobachtete.

Trage Er die Briefe zum Postmeister zurück, sagte Hartung zu dem Schreiber.

Der Schreiber ging; der Herzog wurde einsylbig; als im Laufe des Morgens ein fremder Holzhändler um eine Audienz bitten ließ, wurde ihm abschlägig hinausgemeldet, Se. Durchlaucht seyen verdrießlich. —

Der Pfarrhof.

Ein junges Mädchen, höchstens achtzehn Jahre alt, wanderte mit leichten und raschen Schritten über einen schmalen Fußpfad, der sich durch Wiesengründe schlängelte, bald an einem Flusse entlang und in dem Schatten der Weiden und Pappeln bleibend, welche in ununterbrochener Reihe am Ufer standen; — bald die Krümmungen des Flusses vermeidend und zwischen dem üppigen Grase mit seinen rothen und gelben Blumen, mit seinen zirpenden Grillen und seinem sommerlichen Dufte sich durchwindend. Es war ungefähr um die Zeit, als der Herzog von Hetzendorff seine schwarze Kammer eröffnete, und ein Paar Wochen früher, als sein Cabinets-Secretair sie ihm so keck vor der Nase zuschloß. Die Kleidung der jungen Reisenden war höchst einfach; sie trug einen Stroh-

hut mit violettem Bande und ein schwarzes, etwas abgetragenes Merinokleid umschloß, hoch zum Halse hinaufgehend und oben mit Perlmutterknöpfchen zusammengehalten, ihre schlanke, jungfräuliche Gestalt.

Diese Gestalt war in so schönen Linien gezeichnet, so harmonisch, so anmuthig gebildet, daß man schwerlich eine schönere, graziösere, duftigere Elfengestalt auf einer schönen Illustration zu Shakspeare's Mittsommernachtstraum fände. Obwohl der Weg durch viele vom jüngsten Gewitterregen her schmuzige Stellen geführt hatte, war kein noch so winziger Fleck an dem Schuh oder dem blendend weißen, feinen Strumpfe zu entdecken, und der kleine Fuß wanderte so frisch und unmüde, als ob er auf elastische Sohlen trete. Ihr Gesicht war von der Wärme und der Bewegung hoch geröthet; doch schien es immer viel Farbe zu haben, denn es war voll und blühend, aber dennoch zart, und ein feines Profil zeigend; die Nase etwas stumpf; das gespaltene Kinn zart gerundet. Es war ein Gesicht, das an eine frisch erschlossene Apfelblüte erinnerte, so weiß, so roth, so jugendlich und fröhlich. Zuweilen hielt sie ihre Schritte an, um tief aufzuathmen, den Schweiß abzuwischen, der

in einzelnen Tropfen auf ihre Stirne quoll, und, während sie das kleine, in ein weißes Tuch geschlagene Päckchen, das sie bei sich führte, ins Gras niederlegte, die Gegend umher zu überschauen. Diese Gegend war höchst anmuthig und es ging ein Ausdruck der Freude über das Gesicht der Wanderin, wenn sie sah, wie der liebe Gott aus so wenig Dingen, wie einer Reihe zusammengeschobener Berge, einem Fluß, einer Wiesenfläche, dann Bäumen und Gräsern eine so wunderbar schöne Schöpfung zu bilden gewußt habe. Er hatte nur seinen blauen Himmel mit den goldumsäumten, violetten und purpurnen Wolken darüber gezogen, wie einen Teppich für seine Schritte die grüne, mit Blumen durchstickte Decke einer reichen Vegetation unten ausgebreitet, und ferner den Menschen hineingeschickt, der ihm seine freundlichen, blanken Häuschen zwischen die Baumgruppen und am Hange der waldbekränzten Höhen stellen mußte.

Vor ihr dehnte sich ein beträchtliches Gebirge in blauen, abendduftigen Wellen aus; wo eine breite Schlucht sich in ihm öffnete, trat der Fluß, an dessen Ufer sie ging, aus dem Gebirge hervor und durchströmte von nun an eine fruchtbare Ebene; über

seinem Laufe standen jetzt die Dünste, welche der Abend aus dem Wasser quellen und ziehen ließ, wie weiße Nebelbänke.

In jener Schlucht aber sah man auf einem vorspringenden Bühel, in halber Höhe des ganzen Berges, das Schloß Massenbach, in welchem der Herzog jetzt residirte, mit seinen weißen Mauern und den zwei dicken Thürmen ragen. Es leuchtete weit in die Gegend hinaus, und da die Luft sehr rein war, konnte die Fußgängerin die einzelnen Fenster und die verschiedenen Dachparthien des alten wunderlich zusammengesetzten Gebäudes unterscheiden. Auch sah sie unten an seinem Fuße, aus den Baumwipfeln, — für ein weniger scharfes Auge, als das ihre, ganz unbemerklich, — den vergoldeten Hahn der Kirchthurmspitze in dem Marktflecken Massenbach schimmern, weil der Sonnenstrahl sich just blitzend darin fing. Aber bis dahin wollte sie nicht; ihr Ziel lag näher, und je mehr ihr Schritt die Entfernung von diesem verkürzte, desto öfter hielt sie an, um Athem zu schöpfen und um sich her zu schauen, als ob dieß Ziel sie mit einer gewissen Unruhe erfülle.

Sie wollte nach dem Dorfe, welches ihr zur Lin-

ken hinter den Wallhecken der Ackerfelder und unter den hohen Eichenwipfeln lag, die ihre Aeste über seine Wohnungen und Höfe streckten; und es war natürlich, daß, je näher sie ihm kam, desto höher in Unruhe und Beklommenheit ihr Herz schlug. Sie sollte eine neue Heimath in diesem Dorfe finden, und zwar bei wildfremden Menschen, die sie nie gesehen; eine alte Dame, welche dort im Pfarrhofe wohnte, hatte versprochen, sich ihrer anzunehmen; eine Verwandte zwar, aber, o Gott, sie wußte ja, wie Verwandte oft wunderlich sind und wie gerade mit ihnen nicht selten am schwersten auszukommen ist. Und war sie nicht so einsam in der Welt, daß sie bei Niemandem Schutz oder auch nur Gehör gefunden, um ihm zu klagen, wenn es ihr unter den Fremden nicht wohlgehe? Sie wußte zwar, daß Jemand war, der sich ihrer anzunehmen versprochen habe: aber der stand ihr so fern, er war so vornehm, so viel beschäftigt mit wichtigen Dingen — auf ihn rechnete sie nicht, sie dachte kaum an ihn. Aber sie vertraute auf ihr eigenes klares Gemüth und daß sie noch nie den Kopf verloren, und auf ihren natürlichen Verstand, der ihr schon oft durchgeholfen und auch jetzt

helfen werde, sich den Leuten angenehm und nützlich zu machen: und dann auf Gott, obwol sie nicht recht begriff, wie der es verantworten könne, daß er sie gar so allein gelassen habe und von Allem losgelöst und getrennt auf der Welt, als ob sie nicht auch so gut dazu gehöre, wie die andern Menschen, welche fröhlich waren, weil sie Alle den Rücken an irgend ein Verhältniß lehnten, oder gar wie der Vogel, der über ihr in der Flußweide zwitscherte, weil er wußte, auf welchem Aste sein Nest war.

Sie war in einer kleinen Stadt mit Sorgfalt und großer Liebe erzogen worden; ihre schmalen blütenweißen Hände hatten nie eine schwerere Arbeit zu berühren gebraucht, als höchstens die Nadel zu feinerer Näharbeit oder den Strickstrumpf, und zuweilen das Fälteleisen; aber auf dem Lande, fürchtete sie, in einem Pfarrhofe, werde allerlei vorfallen, wobei man erwarte, daß sie resolut zugreife; sie hatte keine Scheu vor der Arbeit, nein, das war es gewiß nicht; sie besorgte nur, sie könne den Leuten zu fein, zu vornehm und zu zart vorkommen, daß sie glaubten, Rücksichten nehmen zu müssen, und sie innerlich dafür desto weniger freundlich ansähen. Deshalb hatte sie

von allen ihren Sachen heute das Allereinfachste angelegt, das gebrauchte Merinokleid, das sie eigentlich schon vor einem halben Jahre abgelegt hatte, und den schlichten weißen Kragen ohne allen Besatz. So mußte man ihr doch ansehen, daß sie keine Prätensionen mache, als große Dame behandelt zu werden. Doch beklommen war sie bei alledem und blieb es, wie freundlich auch jetzt zu beiden Seiten ihres Weges die zerstreut liegenden Wohnungen des Dorfes, das sie erreicht hatte, aus hellgewaschenen Fenstern, in welchen hier und dort die niedergehende Sonne ihren Glast spiegelte, sie anschauten.

Die Menschen sehen auch oft von weitem so warm und glühend aus und sind in der Nähe doch nur kalt und glatt wie das Glas und ebenso zerbrechliche Waare, dachte sie. — Ah, das wird das Pfarrhaus sein. Sie fragte einen Buben, der ihre Vermuthung bestätigte.

Die Pfarre war eine der besten im Lande, und demgemäß war auch dieß Gebäude ein wahrer Palast von einer Pfarrei. Es hatte zwei Reihen Fenster und lag auf einer Erhöhung; eine Reihe Kastanien, deren Aeste oben en Espalier gezogen und in einan-

der geflochten waren, daß sie eine dichte Hecke bildeten, stand vor dem Hause und vertrat im Sommer den Dienst der Jalousien; doch hatte es dadurch etwas Düsteres bekommen, und die Feuchtigkeit, welche Bäume erzeugen, hatte den Ziegelmauern einen dunkeln, braungrauen Ton gegeben, der das Gebäude älter erscheinen ließ, als es seyn mochte. Ein Garten lag vor dem Hause und zog sich an beiden Seiten desselben nach dem Baumhofe und dem Bleichplatze hin, den man, hinten einen Hügel sich hinanziehend, gewahrte; der ganze Umkreis war geschützt durch eine hohe Hecke von blühendem Weißdorn. Das junge Mädchen öffnete das Gitterthor vor dem Garten, und hätte sie Zeit gehabt, jetzt auf so etwas zu achten, sie würde sich inniglich gefreut haben an den sorgfältig gepflegten Beeten, die, von kürzlich geschorenem Bux umhegt, dichte Sträuße Pfingstrosen, Schwertlilien und eine Menge anderer Blumen zeigten. Zwei alte Frauen knieten neben den Beeten und jäteten, sie sahen befremdet auf, nach ihr hin. Vor der Schwelle der Hausthür lag ein großer weißer Pudel; sie hemmte einen Augenblick den Schritt — dann ging sie herzhaft näher. Der Hund erhob sich,

schlug einmal an, beroch ihr Kleid und legte sich dann wieder, ohne Tücke zu zeigen.

Im nächsten Augenblick stand sie in der Flur des Pfarrhauses.

Das Erste, worauf ihr Blick fiel, war ein Koffer, der hier an der Ecke stand; und seltsam, dieser Anblick hatte Etwas, das sie außerordentlich ermuthigte. Es war der ihrige, der seehundfellbezogene Koffer, den ihre Mutter sich gekauft, als sie nach Pyrmont in's Bad reisen wollte, ihre gute Mutter, die jetzt im Himmel war. Nun hatte sie ihn geerbt, wie sie Alles, was sie besaß, von der Mutter geerbt hatte. Als sie den Koffer wiedersah, den sie mit ihren Sachen vorausgesendet hatte, war es ihr, als ob sie nicht mehr so fremd hier sei, wie sie noch einen Augenblick vorher sich gefühlt; und nicht laut, aber auch nicht mehr ganz zagend, klopfte sie auf gut Glück an die Thüre, welche von den auf die Flur gehenden ihr zunächst war. Eine männliche Stimme rief von innen: Wart, wart, wart! und gleich darauf wurde ein merkwürdiges Geräusch hörbar: es war ein Rollen und Strickeächzen, als ob eine Maschinerie arbeite. Dann hörte sie ein lautes: Herein!

Sie öffnete die Thüre und sah im ersten Augenblicke Niemanden; als es aber jetzt von oben rief: Thür zu! und sie deßhalb die Augen aufschlug, gewahrte sie oben unter der Decke einen corpulenten, alten Herrn in einem Lehnstuhl hängen, der mit beiden Händen einen Strick umklammert hielt und, sich über seine eigenen Arme vorbeugend, auf sie niederblickte. In dem Augenblick, wo sie die Thüre schloß, ließ der Mann sich mit seinem Stuhl an den Stricken, die über am Plafond befestigten Rollen liefen, wieder zum Boden nieder.

Benedicta, quae intrat in nomine domini, sagte er, und dann das Mädchen anstaunend und eine Brille aufsetzend, die in dem Folianten auf dem Tische lag, vor welchem er niedergesunken war, fuhr er fort: Kind, es ist gut, daß Du nicht Anno damals gelebt hast, sonst würde unser Herrgott Dir den Erzengel Gabriel geschickt haben und was wär' dann aus der heiligen Jungfrau geworden!

Das Mädchen erschrak vor dem Herrn, besonders da er so seltsam sprach; auch war es ihr in dem Zimmer unerträglich, weil darin, trotz der Wärme des Maimonats draußen, eingeheizt war.

Entschuldigung! stammelte sie, ich suchte Fräulein von Keppel — sie griff nach dem Thürschloß, um zu gehen.

Wart, wart! schrie der alte Herr wieder und fuhr mit Blitzesschnelle auf's neu an seinem Tauwerk in die Höhe. Ich kann die Zugluft nicht an den Füßen ertragen, setzte er jetzt hinzu; so, nun geh' nur, schließ aber ja; Fräulein Keppel wohnt oben.

Das Mädchen ging; sollte das der Pfarrer sein? fragte sie sich beklommen. Er war wie ein Geistlicher gekleidet, aber sie konnte nicht begreifen, daß ein Geistlicher so wunderlich seyn und so sprechen könne! Sie fand jetzt eine Magd, welche sie über eine Treppe nach oben und in ein freundliches Eckzimmer führte, das Fräulein von Keppel, die sie suchte, bewohnte. Diese würdige Dame saß in einem Lehnsessel am Fenster, hinter einer Reihe Blumenscherben, durch deren Blätter und Ranken der Schein der niedergehenden Sonne fiel. Sie mochte tief in den Sechzigen seyn, und obwol sie eine corpulente Figur hatte, verrieth doch ihr Gesicht Spuren von Kränklichkeit und Leiden, aus denen sich nach und nach der Ausdruck von Verdrießlichkeit entwickelt haben

mochte, den sie allen ihren Worten gab, obwol sie es recht gut meinte und die Armen des Kirchspiels sie anbeteten.

In Fräulein von Keppel hatte sich ganz der Typus jener harmlosen, liebenswürdigen, aber wunderlichen, vorurtheilsvollen, vielredenden Gattung von ältlichen Frauenzimmern ausgebildet, die eigentlich nur in einer größeren Familie an ihrer Stelle sind, wo Jedermann ohne genauere Untersuchung der Verwandtschaftsgrade sie als »Tante« adoptirt. Sie haben den ganzen Egoismus, den Unverheirathete sich nach und nach angewöhnen, und dennoch leben sie eigentlich nur in Andern, hauptsächlich den jüngern Gliedern der Familie. Sie sind so eigensinnig und hartnäckig wie möglich, und doch machen die jungen Neffen und Basen mit ihnen, was ihnen gefällt; der Schlimmste von der hoffnungsvollen Nachkommenschaft ist gewöhnlich vor allen ihr Liebling, und wenn er zu ihr kommt auf ihr Zimmer — das stillste im ganzen Hause, unfehlbar nach hinten hinausgehend und die Aussicht auf ein Paar gothische Kirchthürme bietend, die den unschätzbaren Vortheil gewähren, daß man alle Stunden und Viertelstunden schlagen hört — dann stopft sie dem kleinen Schelme so viel höchst ersprießliche

und gesunde Dinge zu, daß der Vater während der nächsten Tage gar nicht begreifen kann, woher der Junge die blasse Farbe hat. Seine Bemerkungen darüber verfehlen nicht, der Tante einige sarkastische Ausfälle gegen das heutige viele Schulsitzen zu entlocken, die sie aber zu ihrer ältesten Base gewendet ausspricht, denn mit dem »Herrn Vetter« ist sie über den Fuß gespannt und hat ihm in den letzten drei Wochen kein Sterbenswörtchen gesagt und ihre Meinung nur auf diesem indirekten Wege, doch trotzdem oft sehr verständlich kund gegeben. Sie ist aber, trotzdem, daß sie so lange nachtragen kann, voll Gottesfurcht; in ihrem Zimmer, wo sie alle die vielen schönen Sachen, den Rokokoschmuck, die prachtvollen gebohnten Meubel, die auf krummen Satyrbeinen und vergoldeten Klauen stehen, die kostbar gestickten, seidenen Schlender von der Großmutter verwahrt, hat sie auch oder hatte sie wenigstens früher einen niedlichen, kleinen Altar mit einem schönen Bilde, das ihren Schutzheiligen vorstellt — es ist immer ein Heiliger, — und vor dem zwei blanke Kandelaber stehen, die am Vorabende seines Festes immer feierlich angezündet werden.

Sie hat auch eine Geschichte, die Familientante; oft eine rührende Geschichte, die, wenn ihr sie erfahren habt, gewöhnlich ihre Züge euch viel bedeutsamer und ehrwürdiger, ihre Vorurtheile viel verzeihlicher erscheinen läßt.

Ganz eine Dame dieser Art, ebenso voll der Ueberzeugung, daß heutzutage Nichts und Niemand mehr viel tauge, und doch eigentlich voll des wärmsten Wohlwollens gegen Alle; ebenso voll Vorurtheils am Alten und allerlei alten Sitten hängend, die jetzt Niemand mehr kennt; voll Prätensionen, die durch das Bewußtsein, eine hübsche Anzahl runder Thaler zusammen gespart zu haben, nicht vermindert werden, und voll Verlangen, dafür die Befriedigung zu haben, ihre Erben nach Belieben quälen zu dürfen, als ob es ein Umstand sei, für welchen diese abgestraft werden müßten, — war dieß Fräulein von Keppel, die, früher Chanoinesse, nach Aufhebung ihres Stifts sich bei dem Pfarrherrn zu Lodorf, der ihr Jugendfreund war, eingemiethet hatte, um hier in der gesunden und freundlichen Gegend den Rest ihrer Tage zuzubringen.

Bist Du es, Annchen? sagte sie, indem sie dem

eintretenden Mädchen die Hand reichte, welche diese küßte. Mein Gott, wie einem die Kinder über den Kopf wachsen! ich habe dich einmal gesehen, da warst du so hoch wie mein Knie. Komm her, setze dich, es freut mich, daß du gekommen bist, und ich will hoffen, daß es dir bei uns gefällt.

O gewiß, gnädiges Fräulein Cousine, und ich hoffe auch, Ihnen keinen Grund zur Unzufriedenheit zu geben.

Aber, Annchen, wie kommt das, hast du nichts Besseres als das braungewordene alte Kleidchen anzuziehen? Du siehst ja aus wie ein Kammermädchen, Kind! Wie kann ich dich so dem Herrn Pfarrer als meine Verwandte vorstellen, und was werden die Leute von mir denken, eine solche Cousine zu haben? Hättest du mir doch erst geschrieben, und gefordert, was du haben mußt, um ordentlich auszusehen!

Ich kann mich schon besser kleiden, versetzte Annchen hochroth werdend und mit schüchterner Stimme.

So thu' es zur Abendtafel, du wirst dann den Herrn Pfarrer sehen.

Ich glaube, ich habe ihn schon gesehen, unten —

wenn es der Herr ist, der sich mit dem Lehnsessel in die Höhe —

O pfui, rief das alte Fräulein aus, wie kann man so einfältig seyn und denken, der unkluge Mensch sey der Pfarrer! — Sie fügte ein helles Lachen hinzu, das augenscheinlich keinen andern Zweck hatte, als Annchen ihre Einfältigkeit in ihrer ganzen unverzeihlichen Größe fühlen zu lassen — einen schwarzgekleideten, latein redenden und in einem großen Buche studirenden Herrn für den Pfarrer gehalten zu haben!

Das Fräulein klingelte einem Mädchen, welches angewiesen wurde, Annchen auf ihr Zimmer zu geleiten und ihr zur Hand zu gehen, wenn sie etwas bedürfe. Annchen ging, Thränen in den Augen und tief betrübt von dem Empfange, den sie bei der alten Dame gefunden hatte. Das Zimmerchen, das man ihr anwies, war zwar recht freundlich, es lag am Giebel des Pfarrhauses und war blank und nett; die Magd hatte ein Glas mit Maiglocken für sie auf den Waschtisch gestellt und reingewaschene kleine Gardinen aufgehängt; vor dem Fenster stand ein hochwipfliger Apfelbaum, dessen Blüten die Scheiben be-

rührten und durch deſſen Zweige man einzelne Partien der ſchönen Landſchaft, Strecken des Gebirgs und auch den Hügel mit dem Schloſſe Maſſenbach überſah. Aber Annchen gab jetzt wenig Acht auf Alles dieß. Sie war zu traurig und in einer jener Stimmungen, worin man fühlt, daß man doch nicht ganz und eigentlich für dieſe Erde geſchaffen ſein mag, weil einem auf ihr ſo tief wehe, ſo unendlich traurig zu Muthe werden kann. Sie dachte weinend und vor dem kleinen Bette niederknieend, während ſie ihren Kopf in die ſchneeweißen Linnen und Kiſſen drückte, zwiſchen denen ihr elfenreiner Leib ruhen ſollte — ſie dachte an ihre jüngſt verlorene Mutter und wie ſie die ſo lieb gehabt, daß ſie hätte ſie umklammern mögen, nicht anders zufrieden, als bis ſie ihre Seele, ihr Herz, ihr Denken und ihr Fühlen in das der Mutter hinübergedrängt; und wie ſie nun bei der unfreundlichen Tante hier ſo verlaſſen ſey — bis ſie endlich aus lauter Mitleid mit ſich ſelber anfing, laut zu ſchluchzen.

Endlich raffte ſie ſich auf, wuſch ſich die Thränen und den Staub des Weges aus dem Geſichte und nahm aus ihrem Koffer, der herauf gebracht worden,

andere Kleider, in denen sie sicher sein konnte, daß die Cousine sich ihrer nicht zu schämen brauchte. Sie war noch in Halbtrauer und deshalb mußte sie die schwarze Farbe beibehalten; aber sie nahm ein schweres Atlaskleid nach dem neuesten Schnitt, welches sie eigentlich nicht gerne trug, weil sie in einfacheren Kleidern sich behaglicher fühlte und ihr in dem Staat war, als sey sie es nicht recht selber. Um die Handgelenke legte sie feine Spitzenmanschetten, nahm als einzigen Schmuck einen Diamantring und eine schöne Perle, um damit ihr feines Linontuch mit schmaler Spitze auf der Brust zu befestigen, und nachdem sie noch ihr volles blondes Haar glatt gestrichen und die Flechten zurechtgerückt, freute es sie doch, im Spiegel zu sehen, daß sie Niemandem in der Welt Schande mache, selbst — obwol sie nicht eitel war, sagte sie es — einer Fürstin nicht als nächste Anverwandte. — Dann ging sie hinunter, weil sie zu Tisch gerufen wurde.

Als sie in das Wohnzimmer des Pfarrers trat, warteten der Hausherr, die Cousine und der Herr, der seine Beine so sinnreich gegen die kalte Luft schützte, schon auf sie. Fräulein von Keppel stellte sie vor:

Annchen Wernholm, meine entfernte Anverwandte, von der Ihnen mein Vetter, der Graf Salentin Guolfing gesagt hat.

Dem Pfarrer, einem hochgewachsenen Manne mit einem grauen, auffallend schönen Priesterkopfe, aber etwas strengen Zügen, war diese Umständlichkeit des Fräuleins augenscheinlich lästig. —

Weiß schon, weiß ja schon längst, sagte er, und nachdem er zu Annchen einige freundliche Worte gesprochen, bat er seine Gäste, Platz zu nehmen.

Aber was haben Sie gedacht, Fräulein von Keppel, sagte er eine Weile nachher leise zu dieser, die neben ihm saß, was sollen wir mit der vornehmen, geputzten Dame in unserm Dorfe anfangen.

Ja, es ist seltsam, wie hoffärtig man sich heutzutage trägt, versetzte das Fräulein von Keppel laut und Annchen über ihren Suppenlöffel hin musternd: Annchen, Kind, trägst du die seidenen Kleider an Werktagen?

Nein, versetzte Annchen rasch, nur an Festtagen; ich hatte gehofft, der, an welchem ich zu Ihnen käme, würde ein Festtag für mich werden. Aber Sie haben Recht, ich hätte es besser nicht angezogen!

Der Pfarrer sah auf und schüttelte den Kopf. Fräulein von Keppel schien die Antwort nicht verstanden zu haben; sie fuhr fort, durch allerlei Bemerkungen Annchen recht demüthig fühlen zu lassen, wie groß die Thorheit heutzutage sei, Kleider von schwarzer Seide und Kleider von solchem Schnitt und Kleider mit so engen Aermeln und Kleider mit so lächerlich langen Taillen zu tragen, da man doch zu ihrer Zeit bei vernünftigen Menschen nur gesehen, daß die Taille ganz hoch, unmittelbar unter den Achseln gesessen!

Annchen schwieg geduldig; sie bereute schon, der Cousine eine gereizte Antwort gegeben zu haben, wodurch sie offenbar einen schlechten Eindruck bei dem Pfarrer hervorgebracht hatte. Desto mehr aber schien sie das Wohlwollen des gemüthlichen alten Herrn auf sich gezogen zu haben, dessen Bekanntschaft sie zuerst im Hause gemacht hatte und der ihr gegenüber am untern Ende der Tafel saß.

Sein joviales, rothes Gesicht und die rollenden, groß aus dem Kopfe tretenden, recht wasserblauen Augen ruhten mit einem besondern Ausdruck von Freundlichkeit auf ihr. Aber er sprach nichts; nur einmal versuchte er es; Jungfer, sagte er, — oder

wie man jetzt sich ausdrückt, zu meiner Zeit sagte man Jungfer — ha, ha, ha, — der Mann fing an heftig zu lachen, er hatte augenscheinlich etwas Spaßhaftes sagen wollen, über das er sich selbst so heftig amüsirte, daß er es nicht mehr hervorbringen konnte. Annchen blickte ihn verwundert an und dann auf die andern Tischgenossen; sie bemerkte, daß der Pfarrer ihm einen ernsten Blick zuwarf, worauf er augenblicklich stille wurde, obgleich er fortfuhr, mit seinen rollenden Augen zu reden und Annchen damit allerlei Artigkeiten und der alten Dame eben so viel moquante, beißende Spöttereien zu sagen.

Wer ist der sonderbare alte Herr? fragte Annchen nach Tische das Mädchen, welches sie auf ihr Zimmer begleitete.

Das ist freilich ein sonderbarer Herr, aber ein recht guter, versetzte die Magd: er bildet sich immer ein, krank zu sein, und ißt doch für Zwey und trinkt für Drey; und dabei kann er so recht herzlich lachen! Er ist früher der Pfarrer von Steinheim gewesen; aber da der Herr Bischof gesehen hat, daß er dort nicht hat gut thun wollen und Aergerniß gegeben, hat er ihn hiehergeschickt und unserm Herrn Pfarrer

zur Aufsicht untergeben. Und vor dem hat er Respekt! er kann aber auch recht scharf sein, der Herr Pfarrer!

Annchen's bekümmertes Gemüth wurde durch alles dieß nur noch schwerer; so war also der Einzige im Haus, der ihr so recht freundlich und gut ins Gesicht gesehen, gerade der Schlimmste und die beiden Andern sie fürchtete sich vor ihnen, was sie sonst noch vor keinem Menschen gethan.

Ein Brautpaar.

Wir lassen Annchen jetzt von den innern Bewegungen, welche der Tag ihrer Ankunft im Pfarrhof zu Lodorf für sie herbeigeführt hatte, ausruhen und suchen unterdeß eine andere Scene auf.

Wir haben oben von den Familientanten gesprochen; es gibt jedoch nicht allein in den Familien solche respectable, gutmüthige, eigensinnige Mitglieder des Hauses, auch in der großen Familie des ganzen Volkes pflegen einzelne Stämme eine ganz ähnliche, zurückgezogene Stellung einzunehmen, die sie jedoch nicht hindert, voll Bewußtsein ihrer Würde und mit einigem Groll auf die andern, mit dem Uebermuth jugendlicher Bewegungen und Strebungen an ihnen vorüberlaufenden Verwandten herabzusehen. Wenigstens könnte man das Land, in welchem der Schau-

platz dieser Geschichte liegt, füglich die Familientante Deutschlands nennen, denn der Charakter seiner Bewohner hatte eben dieselbe Achtbarkeit, Gutmüthigkeit und Frömmigkeit; ebendenselben Eigensinn, denselben Hang, der Großmutter alte Schlender und der Väter ehrwürdige Perücken aufzubewahren und um sich her alle die schönen Sachen von ehemals zu erhalten: denselben Egoismus und dasselbe glorreiche Selbstbewußtsein, das harte Thaler dem Menschen geben, und endlich dieselbe Ueberzeugung, daß rings umher die Welt nicht viel mehr tauge — Alles wie bei der Tante, bis auf die stille Wohnung nach hinten hinaus, wo man die gothischen Kirchthürme sieht und die Glocken jede Viertelstunde schlagen hört!

Aber unsere Zeit verändert die Physiognomien der Länder auf's wunderbarste und auch das Familientantenhafte des in Rede stehenden muß sich nach und nach vor dieser Zeit auf die Flucht begeben; es wäre wahrscheinlich schon ganz verschwunden, hätte es nicht auf seinem Rückzuge feste Haltpunkte in Schlössern und Burgen gefunden, die ganz wie zu seinem Behufe aufgebaut sind. Hier kann es seine Thore schließen, seine Zugbrücken aufziehen, seine Fallgitter nieder-

rasseln lassen und als siegreiche Banner von den festen und stolzen Zinnen der Großmütter seidene Schlender wehen lassen, um die Wanderer anzulocken, welche die Poesie alter Thürme, die epheugrünen Mauern, auf denen der Gedanke der Vergangenheit sich niedergelassen hat wie ein trauernder, kranker Vogel, der den fortziehenden Schaaren seiner frischeren Brüder nicht folgen kann, und endlich den Genius des Tantenhaften lieben.

Es ist ein solches Schloß, das wir aufsuchen, fest und ummauert und umthürmt, eine Stein gewordene und wie jedes unbegreifliche Recht sich desto breiter vorschiebende Lehnsherrlichkeit. Ueber einem dichten Walde von Lerchenbäumen und Tannen, höher als die höchsten Wipfelspitzen, die es von seiner Höhe herab überragt, beherrscht es einen ausgedehnten Strich Landes, eine Strecke des Gebirges, an dessen Abhängen es das Schloß Massenbach, die reiche Ebene, in der es den Flecken Lodorf und den Lauf des Flusses überschaut, an dessen Ufer wir Annchen wandern sahen, und der in der Gegend der fernen Höhenzüge am nördlichen Horizont in einen größern Strom mündet. Das Gebäude war hauptsächlich

nur durch dieſe ſchöne Lage ausgezeichnet, und der elegant gekleidete Herr im grünen Jagdrock, der langſam den Fahrweg zum Schloß hinaufreitet, findet ſonſt nichts daran, was ſeine Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch nähme, weder in dem engen und düſtern Thorweg, noch in dem wenig geräumigen, rings geſchloſſenen Hofe; dieſen bilden das eigentliche Herrenhaus, Stallungen und ein Stück einer hohen Mauer, über welche oben ein Gang mit einer Bruſtwehr läuft, um zu einem Belvedere zu führen, zu dem man das oberſte Stockwerk eines runden, der Sage nach aus der Römerzeit ſtammenden Thurmes benutzt hat.

Ebenſo wenig ſcheint es ihn zu überraſchen, als er, ohne ſich anmelden zu laſſen, in die innern Gemächer vorgedrungen iſt, hier ganz im Contraſte mit dem einfachen, etwas verfallenen und verwitterten Aeußern einen außerordentlichen Luxus der Einrichtung zu finden, und die hundert unnöthigen Nothwendigkeiten, die Fancies, die Capricen einer verwöhnten und mit Zeit und Muße reichlich geſegneten Exiſtenz ſich immer mehr in dieſen winkeligen, mit Erkern verſehenen, mit Damaſt tapezierten kleinen Ge-

mächern häufen zu sehen, je näher er dem innersten Heiligthum, dem Boudoir der Burgfrau kommt. Diese legt mit einem freundlichen: Ah Sälentin! ein Buch auf den Gueridon, der vor ihr Ruhebett gestellt ist, und geht ihm entgegen. Salentin küßt ihre Hand und wirft sich dann in einen Lehnsessel, der am Fenster steht, wo man die herrlichste Aussicht hat, die das Schloß überhaupt bietet.

Ich kann ihre Elfenburg nicht ersteigen, Adrienne, — sagte er, — ohne von einem wehmüthigen Gefühl ergriffen zu werden. Es ist mir nicht wohl auf der Welt; es mangelt mir etwas — ein seltsames Gefühl, das ich von Jugend auf empfunden habe und das immer recht lebendig wird, wenn ich in Umgebungen gerathe, welche an die Ferne, an andere Zustände, oder an die Vorzeit erinnern, wie Ihr Schloß es thut. Diese Aussicht heilt mich nicht; sie ist melancholisch schön.

Adrienne warf mit einem Ausdruck von Verdruß den Kopf zurück, der, im Vorbeigehen gesagt, ein schöner und stolz getragener Frauenkopf war und es verdiente, daß er stolz gehoben wurde. Sie stützte ihn auf ihren Arm, der auf dem Wandkissen des

Divans ruhte, und versetzte: Finden Sie? es kann seyn; ich empfinde hier dasselbe Gefühl, ohne recht zu wissen, woher es kommt.

Ihnen kommt es von der Einsamkeit, von der Entfernung aus Ihren gewohnten Kreisen und all den Huldigungen, welche diese für Sie hatten und die Sie mir geopfert haben, Adrienne!

Salentin! sagte die Dame mit einem bittern Lächeln — das ist ächt männlich oder besser männerhaft! also ein und dasselbe Gefühl soll beim Manne aus tiefer Empfindung und bei der Frau aus Eitelkeit hervorgehen?! Sie wissen, ich mag jene Kreise nicht, ich finde sie zum Sterben langweilig! setzte sie heftig hinzu.

Zürne mir nur nicht, meine Adrienne, versetzte Graf Guolfing lächelnd und mit einem Tone überlegener Klugheit weiter redend, nachdem er ihre Stirn geküßt hatte: Du meinst, das Vergessen aller jener Menschen und aller ihrer Interessen und Beschäftigungen, ihrer Tableaux, ihrer Soireen, ihrer Klatschereien werde Dir leicht werden? O Gott, wie täuschest Du Dich! sie sind Dir unendlich viel werth, zu Deiner Zufriedenheit sind sie nothwendig, unent-

behrlich — nicht etwa durch sich selbst, an und für sich, wie sie einem oberflächlichen, vergnügungssüchtigen jungen Backfisch ein Bedürfniß sind, der tanzen und von Courmachern amüsirt sein will; nein, wer wäre so schal! Auch nicht, weil die gescheuteren Mitglieder jener Kreise — denn es gibt doch einzelne, über die Wasserfläche allgemeiner Nichtigkeit emporragende Charaktere in ihnen, an welche, was von Geist und Gemüth in der Atmosphäre der Gesellschaft, einsam wie die Gedanken verbannter Seelen, umherschwimmt und sonst nicht aus nicht ein wüßte, krystallisirend zusammenschießt, bis sie einen Kreis im Kreise bilden, in welchem man sich ganz erträglich amüsirt — also auch nicht weil diese Mitglieder Dir zu geistiger Anregung und zum Gedankenaustausch nöthig wären. Auch deshalb nicht. Aber deshalb, weil das große Leben der Piedestal ist, auf den Deine Philosophie sich stellt, diese allerliebste, diese mit sich selbst kokettirende Philosophie, die gerade so aussieht, wie Du selber, Adrienne, eben solche schelmenhafte Augen, ein eben so reines Profil, eine eben so stolze Haltung und trotz dem eben so viel Unbewußtes, Mädchenhaftes, Naives hat. O für mich ist es eine süße,

wenn auch etwas inconsequente Philosophie, diese jugendliche Weltweisheit im litzenbesetzten Morgenrock, mit den langen, weichen, seidenen Haaren! Sie verachtet jetzt, wie von einer souverainen Höhe geistiger Größe herab, den ganzen lärmenden Kreis inhaltlosen Lebens; sie fühlt sich groß, weil sie ihn verachtet, da es doch so wenig Frauen dahin bringen, ihn verachten zu können; das ist ihr Stolz. Aber — wenn sie nun ganz daraus geschieden ist, ganz fern, ganz fremd geworden — dann hat sie ja nichts mehr, durch dessen Verachtung sie sich groß fühlen könnte und das sie täglich an ihre Größe erinnert!

Zum Beispiel: Du brauchst Dir jetzt keine Mühe mehr zu geben, Dich von allerhand Einladungen, welche in Dir die Seele der Gesellschaft, das belebende, bindende, unentbehrlichste Mitglied herbeizuziehen verlangten, loszumachen, um einen ungestörten Abend für Dich zu haben. Aber es wird Dir peinlich werden, daß Du Dir keine Mühe mehr zu geben brauchst, denn diese Mühe war ein Futter für Dein Selbstgefühl; Du wirst unglücklich seyn über das Glück, Deine Ruhe nicht mehr den Leuten abzukämpfen zu brauchen. Du bist nicht eitel auf Hul-

digungen, die man Dir bringt; daß Du es nicht bist, nährt Dein Selbstgefühl; Du fühlst Dich erhaben über sie, und daß Du es bist, darin besteht Deine Tugend. Wenn Du aber jenen Menschen, welche Dir Huldigungen bringen und über deren geistiges Niveau Du Dich erhaben fühlst, ganz entrückt bist — was soll dann Dein Selbstgefühl, das Gefühl des Erhabenseyns nähren, das Dir nothwendig geworden wie eine liebliche Angewöhnung! — Kurz, Deiner Tugend ist der Grund genommen, auf dem sie steht, Deiner Philosophie der Piedestal!

Charmant! rief lachend Adrienne aus, die von dieser Erklärung, so wenig Schmeichelhaftes sie eigentlich enthielt, gar nicht unangenehm berührt schien. Werd' ich nicht immer Gelegenheit haben, mich über diese seltsamen Dinge erhaben zu fühlen, welche mein scharfsinniger Herr Gemahl mir in die Schuhe schiebt? — Aber weißt Du, Salentin, daß unter Deinen Worten viele waren, welche wie eine Liebeserklärung aussahen?

So! sagte Salentin stutzend, indem er sich innerlich gestand, daß diese Bemerkung eine sehr treffende sey.

Nun seyen Sie ruhig, Herr Graf, fuhr Adrienne fort, ich bin seit heute sehr sicher, daß ich in dieser Beziehung nichts von Ihnen zu befürchten habe!

Und was macht Sie so sicher?

Das ist mein Geheimniß!

Der Graf schwieg und nach einer Weile hub Adrienne wieder an, indem sie einen sehr trockenen Ton annahm, so daß man glauben konnte, sie denke eigentlich an ganz andere Dinge: Kennst Du den Pfarrer von Lodorf, Salentin?

Wen? versetzte der Graf auffahrend und, wie es schien, höchst überrascht.

Er verräth sich! flüsterte Adrienne, indem eine tiefe Trauer in ihren Zügen sichtbar wurde, die sie von ihm abwendete.

Sie verräth sich! dachte Salentin, in seinen Zügen einen innerlichen Jubel zeigend.

Ich meine, ob Du oft nach Lodorf kommst? ich weiß nicht mehr, wer es mir sagte, fuhr Adrienne fort.

O doch, antwortrte der Graf, ein sehr ernstes Gesicht machend; der Pfarrer ist ein sehr unterrichteter

Mann, und ein Fräulein von Keppel, das in der Pfarre lebt, ist meine entfernte Verwandte.

Adrienne schwieg und richtete einen wehmüthigen Blick unter ihren langen, dunkeln Wimpern her auf ihn, während er durch's Fenster schaute.

Nach einer Pause sagte Guolfing: Du hast heute Briefe bekommen! einen von Christine Trossenheim!

Ja, wie weißt Du das?

Das ist mein Geheimniß!

Ein Bedienter trat ein und meldete den Baron von Hartung. Sehr angenehm! sagte Adrienne hastig und Salentin erhob sich rasch.

Ihr Peter von Alcantara! sagte er mit unverstelltem Aerger; — ich gehe.

Adrienne reichte ihm sofort die Hand zum Abschiede, ohne irgend Miene zu machen, als ob sie gegen sein schnelles Fortgehen etwas einzuwenden habe.

Sie sah ihm mit einem Gefühl des Triumphes nach, dem die Thränen viel näher standen als das Lächeln, womit sie seine Miene beim Scheiden beobachtet hatte. Sollte er dennoch eifersüchtig sein? flüsterte sie nachdenklich.

Graf Salentin Guolfing ritt den Weg, der von der Elfenburg hinabführte, in einer ebenso gemischten Stimmung nieder. Er war eifersüchtig auf Hartung und wollte es sich nicht gestehen; er hatte anfangs froh zu bemerken geglaubt, daß Adrienne eifersüchtig sey; und doch war sie es ihm nicht genug gewesen; er freute sich deshalb, daß er sich für diesen Mangel gerächt, indem er durch die unverkennbar affektirte Gleichgültigkeit, womit er von dem Pfarrer von Lodorf gesprochen, ihren Verdacht gesteigert haben mußte; und nun ärgerte es ihn, daß sie sich wieder an ihm gerächt, durch die große Bereitwilligkeit, ein Tete - à - Tete mit ihm durch Hartung unterbrechen zu lassen; und endlich fürchtete er, ihr diesen Aerger verrathen zu haben.

Sie hat meinen Brief an Hardenstein, es ist klar! sagte er, oder sie weiß den Inhalt durch die Trossenheim, die ihn, wie mir Hardenstein schrieb, ja in der ganzen Stadt erzählt, die indiskrete Person! Und, **ma foi**, ich habe Respekt vor Adriennen, daß sie verbeißen kann, mir mein Annchen in ganz anderer Weise vorzurücken! Wie aber diese Briefverwechselung zusammenhängt, das enträthsele der Henker!

Er mußte sich gestehen, daß er nicht ohne Unruhe

über dieſe Verwechſelung ſei, die ihm ſein Freund in der Stadt unlängſt gemeldet — ſo gut ſie ihm auch anfangs ſeinen Zwecken zu entſprechen ſchien. Wenn es nur keinen zu tiefen Eindruck auf Adrienne macht, den ich nicht wieder zu verwiſchen vermöchte! ſagte er ſich; ich werde bei der Kataſtrophe nur die Wahrheit für mich haben, und das iſt eine betrübt ſchwache Stütze.

Hartung ſtand unterdeſſen Adriennen gegenüber; es war nicht das erſte Mal, ſeit er ihren Brief geleſen; dennoch machte es immer ein beſonderes Gefühl in ihm rege, wenn er ſie wieder ſah. Er liebte ſie nicht mehr, und zudem kam jetzt, daß er einem andern weiblichen Weſen, dem er eine Schlinge hatte legen wollen, in welche er ſelber gefallen war, weit vor ihr den Vorzug einräumte. Er liebte Annchen, das heißt, er liebte und er haßte ſie, er fühlte ſein Herz mit einer Leidenſchaft für ſie erfüllt, für welche er ſelbſt ſich dieß Herz hätte ausreißen mögen und die ihn in einen unſäglich qualenvollen Widerſtreit mit ſich ſelber geworfen hatte. Er wollte ſie nicht lieben, wollte nicht mit allen Kräften ſeines Verſtandes und Geiſtes, und — fühlte, daß alle dieſe Kräfte, wie

Schnee vor der Sonne, vor einer lodernden Leidenschaft schmolzen.

Er verglich Adriennen mit Annchen, mit dem Annchen, wie es ihm in einzelnen Stunden des Vergessens, des Rausches, der Seligkeit erschien, rein und unbesudelt von dem, was er auf ihr lastend glaubte. Wie tief setzte er Adrienne mit all ihrem Glanz, ihrem sprudelnden Geist, ihren bis zu einer seltenen Vollkommenheit gebrachten Talenten, deren Ausbildung sie einer sorgfältigen Erziehung verdankte, mit ihrer Beredsamkeit, ihrer Gabe der Beobachtung u. s. w., u. s. w. — unter das einfache, klare, tiefe und dichterische Gemüth Annchen's! Wie schienen ihm alle jene Vorzüge der unendlichen Anmuth und bewußtlosen Seelenhoheit, der ungetrübten Frische des Gedankens in dem stillen Kinde der Natur, so weit nachzustehen! Welcher Unterschied zwischen den beiden Frauen! ein Unterschied, wie zwischen geistreicher Prosa und tiefer, schwermüthig schöner Poesie, wie zwischen der Prosa der George Sand und der Poesie Uhland's; Adrienne war die schimmernde, espritleuchtende, hier und da aus dem tiefen Schachte des Menschenherzens einzelne treffende, meist aber auch

traurige Wahrheiten heraufförderndе, »ungebundene Rede«; Annchen war das Gedicht, welches aus einem Horte goldener Gedanken der Dichter zusammenwebt, wie aus goldenen Tönen die Nachtigall ihr Lied, voll Wehmuth und voll versöhnender Harmonie. Ja, er ging noch weiter, er bestrafte Adrienne für die eigene Untreue seines frühern Gefühls gegen sie, indem er sie herzlos nannte, indem er ihr die Fähigkeit zu lieben und damit die ächte Weiblichkeit absprach; ihr Geist schien ihm ein fabelhaft Dämonisches, sie selber eine Undine, eine Nixe, welche erst durch die Liebe eines irdischen Mannes und sein Umfangen eine Seele bekommt. Sie hatte etwas Lautes, Geräuschvolles in ihrem Wesen, sie rasselte, wie er es nannte, und in ihren brillantesten Augenblicken dachte er jetzt still in sich hinein, was jener Alte zur Venus sagte: Nil sacri es.

Aber er hatte sie geliebt, und seinem Vorsatze, sie aus einem Verhältnisse zu retten, in welchem sie schon von vornherein so schändlich betrogen zu werden schien, wollte er treu bleiben. Er hatte aus diesem Grunde Lodorf aufgesucht und Annchen's Bekanntschaft gemacht, um sich wo möglich die Beweise von Annchen

selbst zu verschaffen, daß Salentin Guolfing seine Braut betrüge, und um dann diese Letztere überzeugen zu können, wenn Frau von Trossenheim vielleicht, was immer möglich gewesen wäre, den Brief, nach dem ersten Blick hinein, an Hardenstein geschickt hätte, ohne ihn zu lesen.

Diese letztere Befürchtung war ungegründet. Hartung war nach den ersten Worten, welche er mit Adrienne gewechselt hatte, überzeugt, daß der verrätherische Brief in ihren Händen sei. Sie war nicht allein nachdenklich und zerstreut und augenscheinlich in bekümmerter Stimmung — sie begann auch in künstlichen Uebergängen, die so natürlich herbeigeführt scheinen sollten wie möglich, aber Hartung's eingeweihter Beobachtung nicht entgehen konnten, das Gespräch auf das Pfarrhaus zu Lodorf und seine Einwohner und endlich auf Annchen insbesondere zu lenken. Hartung erzählte, daß er dort bekannt sey, konnte sich den kleinen Triumph nicht versagen, Annchen in den glänzendsten Farben auszumalen und so durfte Adrienne denn, ohne aufzufallen, Hartung die neugierige Bitte stellen, ihr die Möglichkeit zu verschaffen, Annchen zu sehen.

Nichts leichter als das, sagte er, wir machen einen Spazierritt dorthin und steigen im Pfarrhofe ab, um den Pfarrer wegen irgend eines Rechtsverhältnisses Ihrer Güter um Rath zu fragen, da er ein gewaltiger Geschichtskundiger ist und alle alten Pergamente im Lande kennt.

Um Gotteswillen nicht! rief Adrienne aus. Ich habe Gründe, die mich wünschen lassen, durchaus ungesehen zu bleiben!

Hartung versprach, auch dazu ein Mittel ausfindig zu machen und am andern Tage wiederzukommen, um Adriennen zu dem Ausfluge abzuholen.

Sie drückte ihm für die Diskretion, womit er nicht die geringste Ueberraschung oder irgend ein Verlangen zeigte, den Grund ihres Interesses für Annchen kennen zu lernen, dankbar die Hand.

Antecedentien.

Graf Salentin Guolfing war ein Mann, wie ihn gewöhnlich schriftstellernde Damen mit Vorliebe zu den Helden ihrer Erzählungen benutzen. Die dazu nothwendigen Eigenschaften sind vor Allem eine große imponirende Gestalt, dunkle Locken, ein Favori, in dem kein einziges röthliches Haar seyn darf — um Alles in der Welt nicht — dieses eine Haar würfe die ganze Herrlichkeit um; wie ein Speer des Roland den schönsten und schlanksten Ritter — und ein edles griechisches Profil, so schön, wie es nur ein Canova zu bilden versteht. Ein solcher Held zeigt eine schwärmerische Melancholie in seinen Zügen; er hat nie in seinem Leben einen Fluch ausgestoßen, oder seinem Jagdhund einen Fußtritt gegeben — sondern in allen Verhältnissen und auch einem schlechtdressir-

ten Jagdhund oder einem störrischen, bockenden Gaul gegenüber die innere Seelenhoheit behauptet.

Er hat sich einmal duellirt und trägt davon eine Narbe an der Stirn, die ihm unvergleichlich steht. In Gesellschaften steht er einsam in einer Fensterbrüstung, oder an ein Kaminsims gelehnt und wird hier immer am Ende einer Debatte um seine Meinung gefragt, welche jedesmal höchst überraschend ebenso viel Geist wie Gemüth verräth. Uebrigens hält ihn die holde Schwermuth seiner unergründlich tiefen Seele ebenso wenig, als die unermeßliche Höhe seines denkenden Geistes, der nie durch ein Examen gefallen ist, ab, in irgend eine Dame, die natürlich aber auch ganz ungewöhnliche, engelhafte, himmlische Künste kann, — am Ende so schmählich verliebt zu werden wie ein deutscher Lyriker, was er ihr durch die ungeheuer vielsagenden und tiefwehmüthigen Blicke seines dunkeln Auges, welche beständig auf ihr ruhen, zu verstehen gibt. Trotzdem muß er eine Zeitlang den Grausamen zum Vortheile eben dieser seiner vielsagenden, tiefwehmüthigen Blicke spielen, die auch angebracht seyn wollen. Sie aber zappelt an der Angel seiner unerhörten Liebenswürdigkeit wie ein gefangener

Goldfisch — bis er endlich die Löwenhaut abwirft und die Dame beruhigt, gleich dem Clown im Mittsommernachtstraum.

O Gott, wie rührend sind diese immer und immer wieder mißlingenden Zeichnungen der Männercharaktere, diese Linien, welche eine, gewiß oft schwankende und zitternde Hand zu einem Gebilde zusammenfügt, welches zwar nicht, was es soll, einen Mann darstellt, aber alle die innern Wünsche, die ewig unerfüllt bleibende Sehnsucht des Frauenherzens verräth! Sind es nicht ebenso viele schneidende Vorwürfe für uns? Zeigt sich nicht dadurch, wie viel in uns den Frauen verborgen bleibt, — weil wir es ihnen eben verbergen müssen?

Salentin Guolfing war durch seine Natur, welcher viel Sanftmuth, Weiche und geistige Bedeutsamkeit gegeben waren, und durch eine sorgfältige Erziehung ein solcher Mann geworden, der als hervorragendste Figur in ein von einer Frauenhand entworfenes Lebensbild gepaßt hätte. Aber er hatte auch Eigenschaften, welche nicht hineingepaßt hätten, Eigenschaften, in denen seine Stärke und seine Schwäche bestand, und die, wenn sie dem idealen

Glanze einen großen Theil seiner Strahlen nehmen, den Menschen nur interessanter machen als eine der Wirklichkeit angehörende und mit uns auf denselben Wegen wandelnde Gestalt. Er war vor allen Dingen im höchsten Grade ehrgeizig, er hatte großen Stolz und war geistreich genug, um so ziemlich alle die Ansichten, welche sein Stoz ihm eingab, und ebenso alle die Schritte, zu denen sein Ehrgeiz ihn veranlaßte, vor sich selber mit einer Sophistik zu rechtfertigen, die höchst gefährlich hätte werden können, wenn nicht die Grundzüge seines Charakters unerschütterliche Redlichkeit, Kraft, sich zu beherrschen, und großer Edelmuth gewesen wären. Er hatte früher als Diplomat gedient; jetzt zurückgezogen und mit Studien beschäftigt, welche ein weites Feld des Wissens umfaßten, richtete er im Geheim sein Streben dahin, in dem deutschen Staate zweiten Ranges, dem er angehörte, eine jener politischen Stellungen zu erringen, welche nur hier möglich sind und dem darin Festsitzenden eine wahre Allmacht gewähren.

Er war in seiner ersten Liebe auf's bitterste getäuscht worden und noch immer — es waren schon

viele Jahre seitdem verflossen — ein hartnäckiger Verächter des schönen Geschlechts. Im letzten Winter aber hatte ihn in der Residenz das neu aufgehende Gestirn Adriennens von Elfenburg plötzlich bekehrt, erwärmt, verwandelt. Es war Allen ein Wunder. Nicht als ob man verkannt hätte, daß Adriennens Eigenschaften seine Huldigung verdienten; nein, diese Eigenschaften wurden im Gegentheil gerade von so Vielen anerkannt, daß man nicht begriff, wie der stolze Guolfing sich zu ihnen gesellen mochte. Adrienne war, ob beneidet, ob beklatscht, ob gehaßt, der Mittelpunkt und die Königin der Gesellschaft; sie war von fortwährenden Huldigungen umgeben, welche sie aufnahm, wie eben Könige Huldigungen aufzunehmen pflegen. Sie war von Jugend auf daran gewöhnt; und wenn sie deßhalb auch die Huldigungen wie eine Art Luxusbedürfnisse nicht füglich mehr entbehren konnte, und sogar, im Falle dieselben auszugehen angefangen, sich kein Gewissen daraus gemacht hätte, sie durch kleine Koketterien wieder in Fluß zu bringen — so war sie doch aus demselben Grunde von vornherein gegen jeden tieferen Eindruck gesichert, welchen Huldigungen und Schmeicheleien hätten hervorbrin-

gen können. In der That war sie sechsundzwanzig Jahre alt geworden, ohne je eine mehr als ganz flüchtige Neigung gefühlt zu haben, und auch diese letzteren nur in den ersten Jahren ihres Eintretens in die große Welt. So kam es, daß, während Alles um sie her von ihrem Geist und ihrer Schönheit hingerissen war, sie selber kalt blieb und man sie die Lurlei nannte.

War auch Graf Salentin »belurleit«? Es schien so und sie selbst zweifelte vielleicht keinen Augenblick daran. Sie sah ihn gern, sie fand ihn liebenswürdig, ja die ausgezeichnetste Erscheinung, die ihr seit langer Zeit vorgekommen — aber sie hatte eine namenlose Angst vor einer Erklärung von seiner Seite wie vor jeder Erklärung. Sie konnte auf Augenblicke unartig werden aus dieser Angst, die Salentin nicht entging. Er fand sie eines Morgens allein in ihrem Boudoir. Das Gespräch lenkte sich auf eine kürzlich geschlossene Heirath, der alle irdischen Bedingungen zum Glücklichseyn, wie die Menge sie fordert, fehlten.

Wie kann man so thöricht seyn, sich von der Liebe seine Zukunft verderben zu lassen! sagte Sa-

lentin. Es war etwas in dieser Bemerkung, was Adriennen überraschte und sie unangenehm berührte, obwol sie antwortete:

Ich bin ganz Ihrer Meinung, Graf; es gibt gewiß nichts Thörichteres in der Welt als ein solches Opfer an ein Gefühl, das, immer flüchtig, gewöhnlich von zufälligen Umständen geweckt wird, im besten Falle nur einen sehr bedingten Werth hat und auf keinen Fall die Rolle im Leben spielen darf, welche die Schwärmerei ihm zuschiebt.

Wenn man einmal in einem Tone, wie dieser von Adrienne angeschlagene, beginnt, dann läßt sich entsetzlich viel sagen: man hat dann alle Gründe der Prosa, der Vernünftigkeit und des Materialismus für sich und alle drey sind mit Gründen überflüssig gesegnet. Und zudem ist man dann geneigt, desto mehr zu sagen und Alles, auch die Waffen der Ironie und der Satyre zu Hülfe zu nehmen, weil man fühlt, daß man mit allen Gründen doch der Sache nicht auf den Grund kommt. Man möchte sich deßhalb an ihr rächen oder man erhitzt sich um so mehr gegen sie, weil man in sich selbst doch eine Stelle fühlt, wo das geschmähte Gefühl mit allen Gefahren, die

es über die eigene Vernünftigkeit bringen könnte, einen leicht überrumpelten Posten und eine schwache Vertheidigung gegen sein Eindringen fände.

So kam es, daß Salentin und Adrienne sich in jenem Tète — à — Tète einander überboten in geistreichen Verdammungen der Liebe, daß sie ordentlich hitzig und dabei zornig wurden.

Im Grunde war Jeder geärgert, daß der Andere so entschieden seine Meinung theilte und nicht ihm gegenüber mindestens eine Ausnahme machte; und so fuhr Jeder noch heftiger gegen das arme Himmelskind, die Liebe, los, als ob er die eitle Ueberzeugung habe, dem Andern dadurch wehe zu thun. Als sie Beide die höchste Höhe gegenseitiger Bitterkeit erreicht hatten, bot Graf Salentin Guolfing Adrienne von Traunstein seine Hand an.

Nur keine Liebe! sagte er, aber eine Ehe, geschlossen, um vereint die höheren, edleren und wichtigeren Zwecke des Lebens zu erreichen, gegründet auf gegenseitige unbegrenzte Achtung und warme Theilnahme, zusammengekittet von der gegenseitigen Unentbehrlichkeit. Ich werde Ihnen nie eine Liebeserklärung machen und nie Liebe von Ihnen verlan-

gen; aber ich werde Alles thun, um Ihr Leben glänzend und glücklich zu gestalten, so glücklich, so befriedigt und gesichert im Glücke, wie es nur werden kann, wenn es sich auf die Schulter eines Mannes stützt, welcher Ihre Achtung und Ihr Vertrauen besitzt. Ich werde von Ihnen nur verlangen, daß Sie meine Interessen zu den Ihrigen machen und mich unterstützen auf den Wegen, die ich einzuschlagen für nöthig erachten werde, um meine Zwecke zu erreichen, die, nebenbei gesagt, niemals unedel oder Ihrer nicht würdig seyn werden. Ich weiß, daß wir glücklich seyn werden; unsre Gemüther haben eine gewisse Verwandschaft in ihren Sympathien, unsre Geister in ihren Ansichten. Wir werden uns unentbehrlich werden, denn ich glaube nicht, daß es ein stärkeres Band geben kann als die Gemeinsamkeit edler und großer, die Existenz würdig ausfüllender Bestrebungen. Es ist die Gemeinsamkeit des Denkens und des Wollens, die — zudem noch, wenn das Wollen ein im Grunde egoistisches ist, wie das meine, das der Ehrgeiz diktirt — viel größere Garantien für ihre Dauer besitzt, als die Gemeinsamkeit des Gefühls, das über Nacht dahin seyn kann! Entscheiden Sie jetzt

über mein Glück, Adrienne; denn mein Glück werden Sie seyn, weil ich kein weibliches Wesen kenne, welches mir Das seyn könnte, was Sie. Werden wir glücklich, aber werden wir nicht verliebt, nicht kindisch!

Nach einigen Tagen Besinnens willigte Adrienne ein, Salentin's Hand anzunehmen. Sie war schon in der ersten Stunde dazu entschlossen. Denn erstens fand sie ihn, wie gesagt, liebenswürdig und voll jener Eigenschaften, welche sie vom Mann forderte, um ihm ihr Glück und ihre Zukunft anzuvertrauen; zweytens glaubte sie, daß er, trotz seiner Ansichten von der Liebe und vielleicht sich selber unbewußt, sie dennoch liebe; und hierüber hätte sie zu gern Gewißheit gehabt; drittens war sie in ihrem Innern überzeugt, daß Salentin sie wenigstens, wenn sie die Seine geworden, jedenfalls lieben werde: die Eitelkeit ließ ihr durchaus keinen Zweifel an diesen zukünftigen Triumph, falls sie jetzt wirklich noch keinen Triumph über sein Herz gefeiert haben sollte. Und dann, konnte es eine angenehmere, der Eitelkeit und dem Egoismus schmeichelhaftere Lage geben, als sich von einem edeln, eine große Zukunft habenden Manne lieben und verehren zu lassen, und dabei mit der größ-

ten Gewissensruhe nichts dafür zurückgeben zu brauchen, da sie ja ihrerseits die Nichtliebe von vornherein stipulirt hatte? Auch war Salentin's Antrag, so seltsam unverbindlich er scheinen konnte, eine Huldigung, welche allein noch auf sie wirkte, weil sie ihr durchaus neu war. Er sagte ihr nämlich nicht, was sie längst wußte, daß sie schön u. s. w. sey, sondern er traute ihr die Fähigkeit zu, eine geistige Bedeutung zu erringen, durch welche sie seine weitaussehenden uud großen Plane fördern sollte; sie sah sich in einer politisch einflußreichen Sphäre, in dem Glanze einer Longueville, einer Staël.

Adrienne war nun auf Salentins Wunsch für den Sommer auf ihr Gut Elfenburg gezogen, das ganz in der Nähe von Schloß Guolfing lag. Aber was war jetzt, nach einigen Wochen, aus dem mit so viel Eitelkeit und Egoismus geschlossenem Bunde, der, nebenbei gesagt, gerade deßhalb nicht verfehlen konnte, von Allen, die darum wußten, ganz außerordentlich vernünftig und lobenswerth gefunden zu werden — was war aus diesem Muster von Klugheit und Weisheit geworden? Wir haben es oben gesehen. Adrienne liebte Salentin und Salentin Adrienne;

Keiner wollte die Inconsequenz begehen, es zu bekennen, und Jeder dem Andern doch für's Leben gern dieß Geständniß ablocken. Es war ein Beobachten, ein sich innerlich Abquälen, ein Sinnen und Grübeln, ein Eifersüchteln, daß es Niemand, Verliebte ausgenommen, lange ausgehalten hätte. Und jetzt standen Beide förmlich mit feindlichen Waffen gegen einander im Felde. Als Salentin von seinem Freunde Hardenstein erfahren, daß sein Brief an den Letzteren diesem erbrochen und gelesen von der Frau von Trossenheim übergeben worden, während er selbst einen andern von Adriennen an ihre Freundin bekommen, — da fühlte Salentin, daß die Stelle über Annchen in seinem Schreiben eine Krisis hervorbringen müsse, und freute sich deßhalb über die Verwechselung. Adrienne unterdeß, tief als Frau verwundet, als Dame mortificirt, wußte in ihrer Noth kein anderes Mittel, als durch Hartung die Krisis herbeizuführen, zu der es jetzt auch sie gewaltsam drängte.

Annchen.

Nach einigen Tagen des Aufenthalts im Pfarrhause hatte sich Annchen, so gut es ging, in ihre neue Umgebung gefunden. Die Menschen waren ihr freilich noch recht fremd geblieben; am meisten der Herr Pfarrer selbst, den sie auch am wenigsten sah; von der alten Dame hörte sie wol dann und wann ein Wort, aus welchem sie auf Theilnahme schließen konnte und das ihr Vertrauen einflößte; aber es wurde ihr dennoch unendlich schwer, dem Fräulein von Keppel etwas recht zu machen und mit ihr auszukommen; so verlangte diese, in jedem Geringsten um ihren Rath angegangen zu werden, und wenn Annchen sie um ihren Rath fragte, so war die Antwort doch stets: aber, Kind, wie kann man so einfältig seyn und da erst noch fragen! — oder Aehnliches,

als ob ihr Wunders welche verdrießliche Mühe mit dem Rathgeben aufgebürdet würde. Sie zeigte so recht, daß sie immer das Bewußtseyn behielt, wie Annchen von ihr abhängig sey; und es ist nie gut, wenn Jemand — und wäre es auch der Beste — den Andern ganz von sich abhängig weiß.

Dafür gewöhnte sich Annchen desto besser an Haus und Hof, an Feld und Garten, welchen letzteren sie ganz unter ihre Aufsicht nahm; sie pflegte die jungen wachsenden Blumen und Stauden, die aufrankenden jungen Erbsen und Bohnen, als ob sie selbst alles gepflanzt und gesäet habe; trug sie doch, trauernden Gemüthes, die Ueberzeugung mit sich herum, daß wol die einzigen Blumen, die das Leben auf ihren Weg streuen werde, von ihr selbst von Gartenbeet und Hag gepflückt werden müßten. — Auch die Hausthiere kannten sie bald als ihre Pflegerin; die Tauben flogen um ihre Schultern und der Hofhund, der große Pudel, der sonst ein bissiger Geselle war, wich selten von ihrer Seite.

Bei ihren Gartenbeschäftigungen hatte sie gewöhnlich den demeriten Pfarrer von Steinheim zum Gesellschafter. Dieser Mann war ein wüthender Feind

des alten Fräuleins von Keppel — weiß der Himmel wodurch — geworden, und je mehr er Annchen unter Jener Launen leiden sah, desto mehr wuchs seine Freundschaft für Annchen, die ihm ja als willkommener Beweis und ein sprechendes Beispiel in die Hände gekommen, daß man im Pfarrhofe und unter der Regierung des alten Fräuleins sich schlecht befinde und recht despektirlich über die Schultern angesehen werde; denn wie alle Leute in seiner Lage war er natürlich sehr ehrgeizig und fortwährend gereizt. So kam es, daß er, — wenn ihm nicht krank zu seyn beliebte, was ihm oft geschah, doch gewöhnlich nur bei schlechtem Wetter, — Annchen meist Gesellschaft leistete, so oft sie im Garten war; er war ein großer Pomologe und wo er sie beschäftigt sah, da stellte er regelmäßig seinen Bretstuhl an den nächsten Obstbaum, stieg mit seinem Gartenmesser hinauf und fand jedesmal entweder Zweige, die zu beschneiden, oder Moos und Raupen, die abzulesen waren. Dabei unterhielt er Annchen, so gut er konnte, nur zuweilen mußte sie ihm bös werden oder ihm Stillschweigen auflegen, wenn er auf ihre alte Verwandte schalt oder allerlei verwunderliches Zeug schwatzte.

Jungfer, sagte er eines Abends, als er auf seinen dickumwundenen Füßen herbeigehumpelt kam, um ihr die gefüllte Gießkanne aus dem kleinen Wasserbehälter in der Mitte des Gartens emporziehen zu helfen, und indem er einen besonders schlauen Blick in ihr geröthetes Gesicht warf — Jungfer, welcher Heilige ist Ihr Schutzheiliger?

Keiner! versetzte sie; sollt' ich an der heiligen Anna denn nicht genug haben?

Nein, nein, sorgloses Kind! mit der wird die Jungfer weit kommen, habe mir's gedacht, daß die Jungfer eines Schutzheiligen benöthigt wäre, und ihr deßhalb diese Nacht, als ich nicht schlafen konnte, einen ausgewählt. Es war nicht leicht, denn es gibt ihrer viele, alle mit besondern Kräften und Gutthaten; aber für Sie wollt' ich etwas so recht Zuverläßiges, Treues, so recht eine Zuflucht in allen Nöthen haben. Nun rathe die Jungfer einmal, wen ich ausfindig gemacht?

Da müßte ich ja den ganzen Kalender hersagen!

Der heilige Petrus von Alcantara ist es! rief der alte Herr und brach dann in ein heftiges Lachen aus.

Annchen wurde noch weit röther, als sie eben von dem Bücken beim Wasserschöpfen geworden, und eilte

mit ihrer Gießkanne fort, ohne in ihrer Verlegenheit ein Wort erwiedern zu können. Denn verlegen war sie geworden und innerlich beunruhigt im höchsten Grade. Was sie tief verschlossen und, wie sie geglaubt, jedem Auge verborgen, mit sich herumtrug, das schien also dem Schelmenauge dieses gutmüthigen, aber mit seiner Neckerei so unausstehlichen alten Herrn verrathen! Sie schämte sich halb zu Tode. Mußte sie sich nicht wirklich schämen? — erst so wenige Tage waren verflossen, seit sie ihn zum ersten Mal gesehen, und seitdem nur so wenige Male wieder — sie, die sonst nie ein Auge für junge Männer gehabt — und doch war fast nichts Anderes mehr als ein Gedanke, ein Bild in ihrer Seele, und dieß Bild war kein anderes als das Hartung's: sie träumte von ihm, sie betrachtete jeden Tag, an dem sie ihn nicht sah, nicht sprechen hörte, als einen verlorenen — und war das nicht recht schlimm von einem blutjungen Mädchen, das was Anderes zu thun hat, das doch für einen durch seine Lage so hoch über sie gestellten Mann viel zu einfach erzogen war und das obendrein noch so wenig Monate vorher seine Mutter verloren hatte, an welche es hätte denken sollen? Sie klagte sich oft

auch bitter wegen ihrer Thorheit an; sie ging so weit, sich zu geloben, nicht mehr das Besuchzimmer betreten zu wollen, wenn Hartung kam; aber dann kam er ja selbst zu ihr, in den Garten, den Hof, kurz, es ließ sich nie so machen, daß sie ihm hätte ausweichen können, wenn er im Pfarrhofe vorsprach. Daß er gerade nur ihretwegen hinkomme — der Gedanke dämmerte wol in ihr auf — aber sie wollte ihn sich selber um Alles in der Welt nicht gestehen; sie zagte vor dem unendlichen Jubel, den er in ihrer Seele erweckt haben würde, zu gewaltig für ihre junge Brust, sie überwältigend und sprengend. Viel weniger hatte sie je ein Wort von Liebe von seinen Lippen gehört; sie hätte ja auch wünschen müssen, in den Boden zu sinken vor Verlegenheit, wenn er das auszusprechen gewagt hätte. Aber das war ihr klar, ein besonderes Interesse mußte er für sie gefaßt haben; denn sie bemerkte oft, wie, wenn er auch mit Jemand Anderm sprach, doch sein Auge sie suchte, und wie es auf ihr lag, oft mit hellem, lachendem, oft mit einem düstern, verzehrenden Blicke. Auch sprach er mit ihr anders als mit den Uebrigen; oft war etwas Gebrochenes in seiner Stimme;

manchmal war es, als ob ein innerer Zorn — weiß Gott, gegen wen oder was — aus ihm spräche; aber meist sprach er so ernst-freundlich zu ihr, und dabei so klug und gescheut, daß er ein Vertrauen in ihr hervorrief, welches sie seit dem Tode ihrer Mutter gegen Niemanden auf der Welt mehr empfunden. Das war es, was in seiner Erscheinung für sie Bezauberndes lag; dabei sah er so edel aus, seine Haltung war so selbstbewußt ruhig, sein Betragen von so vollendetem Anstand; seine aristokratische Erziehung und der lange Verkehr in den gebildetsten Kreisen der großen Welt gab ihm in ihren Augen etwas so Ueberlegenes über alle Menschen, mit denen sie früher in Berührung gekommen, daß sie ihn für ein Wesen höherer Art hielt, welches auf alle Erbärmlichkeit, Armuth, Kleinlichkeit, alles Unwürdige, Gemeine, und was immer die niedern Lebenskreise beengt, wie ein König herabsehe.

Und Hartung hatte wirklich in der letzteren Zeit, besonders seit seinem Aufenthalt am Hofe des Herzogs von Hetzendorff, eine Ruhe und Resignation in seinem Wesen, eine bei sich selber einkehrende Beschaulichkeit und Milde bekommen, daß er sich selber

zu seiner Freude sagen konnte, er sey anders geworden gegen früher, und daß er Andern jetzt gewiß nicht mehr den unvortheilhaften Eindruck machte, den Adrienne von Traunstein von ihm empfangen. Sein früheres Leben, sagte er sich, sey gewesen wie Adrienne: auf eitel Glanz gerichtet und wie ein Schmetterling um das bunte Treiben der Welt gaukelnd; sein jetziges, nachdem er seine Gedanken von jener losgerissen, so bescheiden und ländlich fromm wie Annchen, die nun in seiner Seele herrschte.

Annchen aber, um zu ihr zurückzukehren, war nun recht von Herzen dem bösen alten Herrn gram, der mit unzarten Händen das Geheimniß, welches still in ihrer Seele ruhte, an's Licht zu zerren versucht hatte; der vor der Zeit das dunkle Roth der mystischen Rose der Leidenschaft, die in ihrem innersten Gemüthe noch in dunkler Knospenhülle lag, hatte im Purpur ihrer Wangen und ihrer Stirn aufbrechen und sich glühend auseinanderschlagen gemacht. Sie hätte ihm gar zu gern einen kleinen Streich gespielt, um ihn zu bestrafen, daß er in ein Heiligthum mit einem Scherz getreten. Er war unterdeß auf eine Leiter gestiegen, welche an der Hinterwand des Pfarrhauses lehnte, um dort oben

die hoch an der Mauer hinaufrankenden Reben festzubinden. Sie ging nun wie von ungefähr daran vorüber, und als sie neben der Leiter war, sagte sie zu dem großen Pudel, der läßig hinter ihr herschritt, ein leises: »Couche da!« Der Hund legte sich gehorsam queer vor der ersten Staffel nieder, den Kopf auf seine ausgestreckten Vorderfüße drückend. Dann eilte sie fort in einen entlegenen Theil des Gartens. Nun bestand aber ein sehr unfreundliches Verhältniß zwischen dem Pudel und dem alten Herrn; der Letztere fürchtete die Hunde insgesammt und den Pudel, der so leicht die Rückenhaare sträubte und knurrte und die Zähne wies, ganz besonders. Als er deßhalb nach einer Weile von der Leiter niedersteigen wollte und den Pudel liegen sah, rief er mit lauter Stimme: Jungfer, Jungfer Annchen, Jungfer! — dann, als Jungfer Annchen nirgends sichtbar wurde, noch lauter nach dem Hausknecht: Martin! Martin! wo steckt er? Martin!

Aber auch Martin war nicht in der Nähe, um den Hund zu locken. Mohr, der Pudel, aber hob knurrend seinen Kopf in die Höhe; dann stand er auf und schüttelte sich und wies dem lauten Rufer

sein scharfes, weißes Gebiß; und endlich, wie beleidigt über den hohen Grad von Mißtrauen, das der alte Herr gegen ihn fortgesetzt an den Tag legte, indem er immer lauter nach Hilfe schrie, brach der Rüde in ein wüthendes Gebell aus und sprang mannshoch an den Staffeln der Leiter empor.

Annchen stand in der Ferne und lachte herzlich, daß ihr kindischer Racheplan ihr so gut gelungen, als sich plötzlich über dem Kopfe des geängsteten Pomologen ein Fensterflügel öffnete und zornroth das volle, große Gesicht des Fräuleins von Keppel hinausschaute; diese begann auf der Stelle noch lauter als die beiden Andern zu lärmen und gab ihren höchsten Unwillen über das Rufen des alten Herrn und das Geheul des Pudels zu verstehen, aber ganz allein dem Ersteren — als ob ihm der verfluchten Bestie Klaffen und Heulen, weiß Gott wie viel, Spaß mache! —

Der Arme war jetzt in einem wahren Kreuzfeuer: unten ein zähnefletschender Hund und oben ein bissiger Weibermund — das war zu viel — Annchen lief eilig herzu und zerrte den Hund an seinem Halsband zur Seite, daß der alte Herr, nachdem er mit

zitternden Knieen die Leiter niedergestiegen, sich in's Haus flüchten konnte.

Nach einiger Zeit hörte Annchen den raschen Hufschlag eines Pferdes in der Ferne auf dem Pflaster der Dorfstraße ertönen. Ihr Herz begann laut und heftig zu schlagen. Sollte er es sein? — ja, der Schall erstarb vor dem Pfarrhause und kurze Zeit darauf kam Hartung durch das Haus in den Garten und gerade auf sie zugeschritten. Er begrüßte sie mit etwas steifer Höflichkeit, als ob er ebenso wie sie verlegen sei, daß sie allein zusammen trafen; denn es war das erste Mal. Er fragte nach dem Pfarrer, schien aber keine große Eile zu haben, ihn zu finden, denn als sie ihn zu diesem hinführen wollte, blieb er stehen und sah sie mit einem ganz eigenen Ausdruck seiner Blicke an, vor dem sie die Augenlieder senken mußte, — dann ergriff er ihre Hand, und indem er sie küßte, sagte er:

Annchen, ich muß Sie durchaus einmal ungestört und allein sprechen. Es hängt mein Glück davon ab. Werden Sie es mir versagen? o nein, Sie werden es nicht! Sie werden morgen Abend um diese Stunde in der Geisblattlaube oben im Bosquet sein! nicht wahr?

Annchen war über diese Bitte so erschrocken, sie wußte nicht gleich, sollte sie ja, sollte sie nein sagen, und als sie ihn deßhalb stumm ansah, benutzte er ihre Verlegenheit; er küßte ihr nochmals die Hand und ehe sie hatte nein sagen können, wandte er sich ab und eilte fort.

Ihr meint, Annchen hätte nun die Nacht kein Auge geschlossen und hundert Entschlüsse gefaßt, ob sie Hartung erwarten wolle oder nicht? Ganz im Gegentheil! Sie schlief, das erste Mal, seit sie in Lodorf war, so recht selig und herzensruhig ein. Weshalb sollte sie nicht Hartungs Bitte gewähren — weßhalb unruhig seyn? sie trug die feste Ueberzeugung in sich, daß von ihm nur etwas Gutes und Liebes kommen könne, daß er ihr nichts zu sagen habe, vor dem sie sich zu scheuen brauche, daß sie sicher Alles thun könne, worum er sie bitte. — Oder überredete sie sich vielleicht nur von allem diesem, und zwar um so heftiger und leidenschaftlicher, weil sie sich eben davon noch überreden mußte, ehe sie dem Drange ihres Herzens folgen durfte, der sie um die bestimmte Zeit an den Ort zog, wo Hartung sie aufsuchen wollte?

Dieß Letztere ist nicht glaublich, denn bei kindlich reinen und stillen Gemüthern, wie das ihre war, muß erst der Glaube und das Vertrauen einziehen, ehe die Liebe kommt; nur bei heftigeren und weniger sinnigeren zieht die Liebe den Glauben hinter sich her.

Hartung hatte, indem er Annchen um eine Zwiesprache bat, einen doppelten Zweck.

Einmal wollte er, wie er versprochen, Adrienne von Traunstein eine Gelegenheit geben, sie zu sehen; dann aber wollte er sie offen über ihr Verhältniß zu Graf Salentin Guolfing befragen. Er hoffte dann aus ihren Worten, oder wenigstens aus ihren Mienen und dem Ton ihrer Stimme bei ihrer Antwort zu entnehmen, ob seine Leidenschaft zu ihr ihn in seinen eigenen Augen entehren müsse oder nicht. Je öfter er Annchen gesehen, desto unwahrscheinlicher war ihm geworden, daß ein Flecken auf ihr haften könne; bei ihm war der Glaube nach der Liebe gekommen; jetzt, wo immer mehr die Ueberzeugung in ihm wuchs, er brauche vor der Gewißheit nicht zu zagen, wollte und mußte er zur Ge-

wißheit kommen. Und war nicht vielleicht Annchen erst eine beabsichtigte Beute des Grafen, die noch nichts von des Letzteren Planen ahnte und ihm noch entrissen werden konnte, wenn er, Hartung, offen gegen sie war? Er machte sich Gewissensvorwürfe, daß er es nicht schon längst gewesen und sie gewarnt habe; denn seltsamerweise schien ja gerade er auserlesen, diesen Salentin zugleich um eine Frau und eine Geliebte zu bringen.

Schon vor der festgesetzten Zeit am andern Tage saß Annchen in der versteckten Laube oben im Bosquet; und da sie fühlte, daß jede Minute sie unruhiger mache, bis sie endlich zitterhaft aufgeregt war, versuchte sie das Mittel zu ihrer Beruhigung, das immer noch geholfen, wenn etwas ihr Gemüth aus dem ruhigen Gedankengleise gebracht: sie sprach es in Tönen aus, sie sang es aus sich fort. Sie hatte eine prächtige, volle und starke Stimme, in deren Klänge sie ihre ganze Seele legen konnte, kräftig und weich, sonor wie »der Klang der Perle auf dem Grunde eines Goldpokals.« Sie sang ein einfaches, wehmüthiges Lied, das sie von ihrer Mutter gelernt, und in welches sich, ihr selber unbewußt,

jetzt für sie eine Bedeutung drängte, an die sie früher nie gedacht:

In der einsamen Laube will harren ich dein,
Komm' über die See in der Dämmerung Schein,
Komm', wenn das Licht
Schwindend sich bricht;
Mit der Nachtigall Liebe komm',
Komm' mit dem Stern!
Nimm mir den Zweifel weg
An deine Liebe —
Doch, wenn du nicht mich liebst, o dann bleib' fern!

Was sagtest du, daß ich lieblicher sei,
Als die rosigste Rose im schwindenden Mai?
O wenn dich heut'
Dein Schwören reut —
Wenn ich auch harr' auf dich —
Nimmermehr komm'!
Wenn ich auch wein' um dich — nimmermehr komm!

Sie glaubte sich unbelauscht, als sie ein paarmal nach einander mit voller Stimme so schön, wie es ihr je gelungen, diese Strophen sang. Aber sie war es nicht. Adrienne war in ihrer Nähe. Sie hatte nicht nachgedacht, ob es unpassend sey für sie, in Hartung's Begleitung den Ausflug zu machen, ihr Verlangen war zu groß, sie mußte Annchen sehen und an dem Nachmittage, der von ihnen festgesetzt worden, verließ sie in Gesellschaft Hartung's zu

Pferde ihr Schloß, ließ einen Reitknecht mit den Thieren vor Lodorf zurück und betrat, herzhaft eine kleine Wallhecke übersteigend, das Gebüsch hinter dem Garten des Pfarrers. Sie wurde von Hartung an eine Stelle geführt, wo sie ungesehen und doch ungehindert Annchen beobachten konnte.

Das Bild des schönen Mädchens, das in reichen vollen Klängen ihr Gefühl — ein Gefühl, so silberhell und klar wie ihre Töne, — ausströmte; das so leicht, so anmuthig auf der Gartenbank ruhte, wie umrahmt von den Wänden der Laube, während eine der üppigsten Ranken niederhangend eine reiche, schöne Blüten-Dolde ihr fast auf das Haar gelegt hatte, gerade da, wo seine goldenen Fäden auseinandergescheitelt waren — dieß Bild machte auf Adrienne einen ganz andern Eindruck, als Hartung erwartet hatte. Er glaubte, sie würde ein eifersüchtiges, mißachtendes Urtheil über sie fällen und, wenn sie sie gesehen, sich kalt und entschlossen über den Schritt, den sie nun gegen Salentin zu thun habe, abwenden. Er bangte vor den nächsten Worten Adriennens, denn er fühlte, er werde ein hartes, verletzendes Wort über Annchen nicht mehr ertragen können.

Aber seine Furcht war ungegründet. Adrienne stützte sich auf seinen Arm und deutete auf eine fernstehende Steinbank; dorthin führte Hartung sie, Adrienne ließ sich nieder und brach, nachdem sie eine Zeitlang ihr Gesicht in ihre Hände verborgen hatte, in ein lautes Schluchzen aus, während Annchen's Lied zu ihnen herüberschallte.

In Adriennen's Brust war eine Empfindung aufgestiegen, wie sie nie eine ähnliche gekannt hatte. Sie war tief ergriffen, überwältigt, sie war vernichtet. Sie fühlte sich verrathen von Salentin und mußte sich sagen, daß sie kein Recht habe, ihn anzuklagen — sie hatte ja selber seine Liebe nicht gewollt — von ihr ging ja selber diese Bedingung bei ihrer Verlobung aus, welche die Liebe ausschloß.

Sie fühlte jetzt die ganze Unnatur dieser Verbindung, sie fühlte das Strafbare derselben. Sie kam sich vor wie eine Frevlerin an der Heiligkeit der Liebe, eine Sünderin, die nicht klagen dürfe, wenn sie so fürchterlich bestraft werde. Denn wie groß, wie sehr, wie unendlich war die Liebe, die sie verachtet hatte! Aus den Tönen des süßen wehmüthigen Liedes, das Annchen sang, zog es in ihre Seele; die Ahnung

der Ewigkeit, die volle Offenbarung, die unnennbare Glorie der Liebe.

Jede kleine Regung in ihr, jede Eifersucht, jede Eitelkeit, jeder Stolz war verschwunden. Sie fühlte, sie besaß seine Liebe nicht, sie hatte sie nicht gewollt, sie verscherzt; worauf sollte sie stolz, worauf eitel seyn — sie, ein Weib ohne Liebe? — sie fühlte, sie war nichts als ein Daseyn ohne Inhalt, ohne Werth, ohne Zweck! Ihr Herz stand still; es war ihr, als ob es Eis geworden. Sie weinte nicht mehr.

Unterdeß hatte ein dritter Fremder den Garten betreten. Es war Graf Salentin selbst. Nach einer Unterhaltung mit Fräulein von Keppel im Pfarrhofe, hatte er Annchen zu sehen verlangt; Fräulein von Keppel hatte aus ihrem Fenster in den Garten hinabgeschaut und, da sie sie nirgends gesehen, den Pfarrer von Steinheim, der unten war, angerufen, er möge sie suchen und heraufschicken.

Der alte Herr machte sich humpelnd auf den Weg, Salentin aber, der durch das offene Fenster den hinkenden Boten sah, den Fräulein von Keppel aussandte, sagte, er wolle sie lieber selbst suchen, um dem alten Herrn die Mühe zu ersparen, und ging

hinunter. Er folgte dem Alten, der sich in das Gebüsch verlor; dann rasch die Windungen der Schlangenpfade verfolgend, fand er sich nach einer Weile durch eine Wendung seines Weges plötzlich einer Gruppe gegenüber, deren Anblick seine Schritte hemmte und ihn höchlichst überraschte. Auf einer Steinbank, im einsamen Gebüsch, nur durch einen kleinen Weiher und eine schmale Brücke darüber von ihm getrennt, saß seine Braut, Adrienne von Traunstein und ihr alter Verehrer, Peter von Alcantara Hartung, stand vor ihr, und bot ihr, da sie in diesem Augenblicke aufstand, den Arm, den sie mit dem Anschein der größten Vertraulichkeit ohne Weiteres annahm. Salentin eilte auf sie zu — er stand vor ihr.

Salentin war zu wohl erzogen, um nicht unter allen Umständen eine Scene zu vermeiden; nur heute, nur in diesem Augenblicke ward ein Anfall von wüthender Eifersucht in ihm Meister über alle Lehre und Angewöhnung aristokratischer Wohlgeschultheit.

Adrienne, stotterte er todtenbleich und mit bebender Lippe, ich habe kein Recht auf Ihre Liebe — aber doch auf Ihre Achtung meines Namens, auf

Rücksichten, auf Ihre Besonnenheit, auf die Wahrung Ihres Rufes —

Salentin — unterbrach sie ihn tonlos — welche Vorwürfe! und dürfen Sie mir Vorwürfe machen im Angesicht jenes Mädchens?!

Sie deutete auf Annchen, die in diesem Augenblick, dem alten Pfarrer folgend, auf sie zukam.

Jenes Mädchens? meiner Nichte? weßhalb nicht?

Ihrer Nichte! rief Hartung verwundert aus.

Adrienne sah ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke ihrer Züge an. Es durchblitzte sie in diesem Augenblicke ein Strahl unendlicher Freude, denn sie sah, daß Salentin's innere Bewegung nicht Beschämung sey, die sich hinter die Maske unverdienter Beleidigung und des Zornes gesteckt, sondern der Ausbruch einer eifersüchtigen Leidenschaft.

Der Streit zweyer widerstrebenden Gefühle folgte in ihrer Brust unmittelbar auf diese Entdeckung. Die Liebe drängte sie, seine Eifersucht zu beruhigen und ihm Alles zu sagen, wovon ihr Herz überquoll; der Stolz hielt sie zurück, und ließ es ihr zu demüthigend erscheinen, wenn sie zuerst Salentin gegenüber von den Grundsätzen abfalle, welche sie früher

so heftig vertheidigt hatte: nein, sie wollte wenigstens erst von seiner Seite ermuthigende Garantien haben, daß er ihre Geständnisse mit demselben Gefühle aufnehme, mit welchem sie dieselben äußere.

Sie bat ihn, mit ihr allein einen der Pfade hinabzuwandeln, der weiter in's Gebüsch führte, und mußte dabei seinen Arm nehmen, weil ihre Kniee zitterten und sie sonst nicht getragen hätten.

Ist jenes Mädchen Ihre Nichte? sagte sie leise.

Ja, sie ist die Tochter meines Bruders, der sich tief unter seinem Stande verheirathete und darüber mit meinem Vater zerfiel, welcher ihn enterbte. Er war gezwungen, eine kleine Anstellung zu suchen, welche ihm in einem Städtchen, ein paar Meilen von hier wurde; dort starb er nach einigen Jahren; ich erinnere mich seiner kaum noch, denn ich sah ihn selten und war weit jünger als er, noch ein kleiner Knabe. Seiner Wittwe und ihrer Tochter Stütze bin ich gewesen, seit ich unabhängig war, und als jene vor nicht langer Zeit auch starb, habe ich angemessen gefunden, das Kind meines Bruders in einem, nach ihrer frühern Erziehung für sie passenden Kreise, hier im Pfarrhause, bei ihrer und meiner

entfernten Verwandten, der Chanoineſſe von Keppel, unterzubringen.

Weßhalb ſagten Sie mir nie davon?

Es berührt mich unangenehm, wenn ich an das ganze Verhältniß denken muß — es macht mich traurig, um meines Bruders willen, der noch jetzt in meiner Lage und meinen Verhältniſſen hätte ſeyn können, ohne ſeinen Leichtſinn, der ihn in eine Sphäre und Lebenslage brachte, worin er verkümmerte.

Salentin, ſagte Adrienne — es war dennoch nicht recht, daß Sie es mir verſchwiegen; Sie ſind dadurch Schuld, daß meine Gedanken ein großes Unrecht gegen Sie begangen haben. Ich würde dieß Unrecht Ihnen abbitten; ich würde Ihnen auch genügend erklären, was mich in Hartung's Geſellſchaft hieherführte, wenn auf meiner Bruſt nicht eine Laſt läge, die ich vor Allem von ihr abſchütteln muß. Salentin, ich denke nicht mehr wie früher: ich fühle, daß ich — daß ich eine Thörin war, als — ich kann ihnen nicht mehr meine Hand geben! Seyen Sie edel, ritterlich, wie ich Sie kenne; quälen Sie mich nicht mit Fragen und Auseinanderſetzungen — geben Sie mir meine Freiheit wieder —

oder geben Sie mir — setzte sie hinzu, als sie sah, daß Salentin mit dem Ausdruck der höchsten Seelenangst wie versteinert stehen blieb und sie ansah — oder geben Sie —

Nun was, Adrienne, um Gottes willen, sprich!

Ihre Liebe, ganz und ungetheilt, auf ewig!

Salentin schloß sie in seine Arme, mit einem Jubel, der mehr war als eine siegstolze Männereitelkeit; sie fühlte eine Thräne auf ihre blasse Wange niederfallen, während sie regungslos, die Augen schließend, die Arme schlaff niederhangen lassend, an seiner Brust lag.

O Gott, wie arm war unsre Weisheit, sagte er, wie kläglich der Hochmuth unsrer schalen und altklugen Sophismen! — —

Unterdessen hatte Hartung mit Annchen einen andern der Pfade eingeschlagen; sie erzählte ihm, als sie Guolfing mit der fremden Dame fortgehen sah, daß er ihr Oheim sey, und daß er ihr seine Verlobung mitgetheilt habe; aber was sie ihm sonst noch sagte und was Hartung zu ihr sprach — weßhalb soll ich es hier aufschreiben? es würde nur dem alten geistlichen Herrn, wenn er diese Geschichte liest, Stoff

an die Hand geben, Annchen noch mehr zu necken, und ich habe Annchen zu lieb, um sie, wenn auch von einem gutmüthigen alten Herrn necken zu lassen. Er war ihr obendrein etwas böse wegen des Streichs mit dem Pudel und auch, weil man ihn jetzt so unhöflich allein dastehen ließ, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen.

Es fehlte nur noch, sagte er verdrießlich, daß ich die Fräulein von Keppel — Gott segne sie! — unter den Arm nähme und mit ihr mich auf dem dritten Wege in diese verschwiegenen Schattengänge verlöre!

Drei Monate nachher wurde auf dem Schlosse des Herzogs zu Massenbach eine Hochzeit gefeiert. Der Herzog hatte es sich nicht nehmen lassen, den Ehrentag seines Cabinets-Sekretairs selbst in seinem Schlosse zu feiern. Er hatte eine große Anzahl Gäste gebeten, unter denen auch der Graf und die junge Gräfin von Guolfing waren, und bewegte sich unter ihnen mit der liebenswürdigsten Heiterkeit. Abends vor dem Souper war großer Zapfenstreich seiner Leibgarde und dann wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Dazu hatte sich eine große Menschenmenge vor dem

Schlosse versammelt, die auch, als schon Alles vorüber war, noch den freien Platz vor der Residenz anfüllte und umherlungerte, singend, sich balgend, Scherze sich zurufend und beim Klang der Ballmusik, die aus den hellerleuchteten Räumen des Schlosses herübertönte, den schönen Sommerabend genießend. Der Herzog nahm, als er zufällig an ein Fenster trat, diese bewegten Haufen wahr und rief mit lebhafter Geberde Hartung herbei.

Sehen Sie, Hartung — was ist das, was bedeutet das — eine Revolution, he?

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er fort und erschien gleich darauf wieder in der Thüre des Saales, seinen Degen an der Seite.

Meine Herren, folgen Sie mir! schrie der Herzog mit einer Stentorstimme in den Saal hinein, und schritt darauf, von seinem Cortege gefolgt, gravitätisch die Schloßtreppe hinunter auf den Residenzplatz.

Von allen Seiten lief das Volk um ihn zusammen.

Geben Sie Acht, rief er seinem Gefolge zu, — jetzt bricht es los: daß Niemand mich hindert, mit eignem Fuß die Hydra zu Boden zu treten!

In dem Augenblick, wo das zusammenströmende Volk die Stimme seines Landesvaters vernahm, riß Alles die Mützen ab, schwenkte sie in der Luft und rief aus tausend Kehlen:

Es lebe der Herzog von Hetzendorff-Massenbach! Vivat! Vivat!

Es war ein donnernder Lärm, der nicht enden wollte.

Der Herzog zog seine Hand von seinem Degengriff zurück. Es thut's halt nicht! sagte er mit einer Art kläglicher Resignation im Ton seiner Stimme.

Nein, Durchlaucht! versetzte Hartung lächelnd: Alles hat seine Zeit! das Revolutioniren ist auch aus der Mode gekommen!

Monsieur La Fleur.

Die Marquise Lamberti. *)

La Fleur war eine Blume, die, trotz des schlechtesten Wetters, blüht und erfreuen möchte. Es hatte viel geschneit, geregnet und Schlossen geworfen während seines Lebens und seine Tage waren oft ohne Sonnen-

---

*) Für diejenigen unserer Leser, welchen die näheren Umstände von Yoricks oder Sterne's empfindsamer Reise, entfallen seyn sollten, bemerken wir, daß Sterne auf seiner Reise durch Frankreich, trotz seines warmen Attachements für seine Eliza, — eine Miß Draper aus Ostindien — doch in Calais in ein flüchtiges und pikantes Verhältniß zu einer Madame L. (Lamberti) gerieth, mit der er Hand in Hand, schweigend und voll eigenthümlicher Gedanken eine lange Weile vor ein Remisenthor seines Gasthofes zu stehen kam.

La Fleur war ein lustiger Bursche, ein desertirter Trommelschläger des Königs, der als Sterne's Bedienter eine höchst anziehende Figur in dem Buche macht. S. in der „Sentimental journey" die Abtheilungen: on the street — the remise-door etc.

schein; aber immer hatte seine Heiterkeit und Laune geblüht; immer hatte sein Auge irgend ein sonniges Fleckchen an seinem Himmel entdeckt und fest daran gehaftet. — Er war in Burgund geboren; doch schon mit acht Jahren hatte er die Heimath verlassen; mit zehn Jahren lehrte man ihn die Trommel schlagen, und sechs Jahre lang hatte die Armee des Königs das Glück, sich der Früchte dieser seiner Erziehung erfreuen zu können. Darauf desertirte La Fleur und machte eine beschleunigte Fußreise durch einen Theil Frankreichs, bis er nach Montreuil gelangte, wo der Wirth, Monsieur Varenne, sich seiner annahm und ihn in die Dienste eines fremden reisenden Herrn brachte. Wie das zuging, habt Ihr Alle gelesen;*) und Ihr habt Alle zugleich den guten La Fleur lieb gewonnen, wie er so voll Anstelligkeit und Willfährigkeit, in schmuckem buntem Putze, mit blühendem Gesichte, die schwarze, hagere und ernste Gestalt seines Herrn umflattert. Aber der bleiche empfindsame Herr, in dessen Dienst ihn ein gutes Geschick geführt hatte, war nach ein paar Jahren gestorben; das

*) Sentimental journey, cap: VIII.

Schloſſenwerfen und Schneien begann auf's Neue; endlich hatte La Fleur ein Obdach gefunden und zwar ein Obdach, das gut genug war für einen ehemaligen Trommelſchläger des Königs, denn es war mit ſchöner Stuckaturarbeit verziert, ein Freskogemälde prangte mit bunten Farben in der Mitte, und die Geſimsleiſten waren vergoldet. Es war der Plafond eines ſchönen luxuriöſen Gartenſaals, unter dem wir La Fleur, den ächten La Fleur Yorick Sterne's wiederfinden.

»Madame,« ſagte er, »ich bin eine welthiſtoriſche Perſon, denn ich bin der Diener eines großen Mannes geweſen. So lange Menſchen für die Meiſterwerke des menſchlichen Geiſtes ein Intereſſe haben werden, wird La Fleur ſie erfreuen, ſie entzücken. Dieſer Gedanke hebt mich über alles Mißgeſchick empor. Und, — ſag' ich zu mir, wenn ich mich tröſten will — Du magſt ſtolz ſeyn, denn Du haſt Deine Unſterblichkeit verdient: Du haſt ihn getröſtet, ihn erheitert, ihn gepflegt wie ein Sohn; Du haſt ihm die Augen zugedrückt. Armer Yorick!« — La Fleur fuhr mit dem Aermel über ſeine Wimpern.

»Armer Yorick!« — ſeufzte die Dame, an welche

La Fleur diese Worte richtete und die ihm gegenüber auf einer gepolsterten Ruhebank in halb liegender Stellung hingegossen lag.

»Ich habe einem guten Menschen das Leben leichter gemacht,« fuhr La Fleur fort; »Mancher ist mit geringerer Mühe und gerade für das Gegentheil unsterblich geworden.«

»Er war ein guter und ein großer Mann,« sagte die Dame. —

»Groß? wäre sein Körper gewesen, was sein Geist, er hätte jenen Abendstern vom Himmel gelangt, und ihn zum Schmuck für Ihre Stirn in lauter Sonnengold fassen lassen, Madame!«

»Und Du hättest ihn blanker gescheuert, als er durch diese neblichte Abendluft scheint, La Fleur.«

— »Mit Vergnügen, Madame; aber sehen Sie dieß Auge an, wie dort auf seinem Portrait der Künstler es so schön wiedergegeben hat; sieht es nicht aus, als blicke es aus der Region der Sterne auf uns nieder? als blicke es mit frohem Lächeln nieder, daß der Himmel die zwey Menschen zusammengeführt hat, welche ihn auf Erden am meisten lieben?«

— »Du bist ein Narr, La Fleur.« —

»Ihnen gegenüber geworden, Frau Marquise,« sagte La Fleur mit einer tiefen Verbeugung.

Die Marquise erhob sich von dem Sopha, auf dem sie geruht hatte, und sagte dann ernst und in strengerm Tone, als sie sonst mit La Fleur zu reden pflegte: »Meinen Shawl; es wird kühl in der Gloriette.« — La Fleur richtete sich aus der gebeugten Stellung auf, in welcher das schnell der That folgende Bewußtseyn, eine Unzartheit begangen zu haben, und seine Verlegenheit ihn gehalten hatten. Er hüllte die Dame mit all der gefälligen Anmuth, welche einem gebildeten Kammerdiener des achtzehnten Jahrhunderts zu Gebote stand, in ihren Shawl, nahm den Fächer, das Riechfläschchen und das Buch, welches aufgeschlagen vor ihr auf dem Tische lag, und warf dann mit vielem Geräusch beide Flügel der gebohnten und mit vergoldetem Schnitzwerk bedeckten Thüre offen.

Als die Marquise hindurch schritt, sagte ihm ein gütiger Blick, daß sie versöhnt sey.

Sie schritt die Treppe der Gloriette hinab und ganz langsam über die Sandpfade des Gartens, die hohen dunkelgrünen Hecken entlang, auf denen, von der Scheere des Gärtners geschaffen, eine ganze Me-

nagerie großer aber stiller Hausthiere saß und unter dem Gefieder von Tarusnadeln schlief. Als sie bis an die Gartenthür ihres Schlosses gekommen war, wandte sie sich, denselben Weg noch einmal zu machen, und schritt dann links in einen andern Pfad, der ihren ersten queer durchschnitt und am Ende in ein großes und dichtes Gebüsch führte. — »Madame,« sagte La Fleur, als sie im Begriff stand, dieß letztere in den Bereich ihrer Spaziergänge zu ziehen und zu betreten — »wenn die Stimme Ihres Dieners wagen darf, einen ungebetenen Rath zu äußern, so würde sie bitten, vor diesem Bosquet umzukehren.«

»Und weßhalb, La Fleur?«

»Nun — die thaufeuchten Zweige würden Sie streifen.«

»Sie sind nicht naß, glaub' ich, und was schadet es?«

»Aber die Abendluft — der Nebel!«

Die Marquise schritt ohne Rücksicht auf La Fleur's Sorge weiter.

»Madame,« rief La Fleur plötzlich aus, indem

er verschmitzt lächelte und stehen blieb: »es sind Fledermäuse in dem Gehölz, Madame!« —

»Ha! Fledermäuse! warum sagtest Du das nicht gleich?« — Sie eilte hastig zurück, bis sie wieder im Garten stand und tief aufathmete.

»Aber, La Fleur, ich habe keine gesehen.«

»Desto besser, Madame, so sind Sie nicht von ihnen erschreckt worden. Das Gehölz ist der Aufenthalt einer großen Anzahl dieser abscheulichen Thiere; sie fliegen Tag und Nacht darin umher, und so ist es zu keiner Stunde rathsam, hinein zu gehen.«

»Auch bei Tag? ich glaubte, nur in der Dämmerung kämen sie hervor. Aber so lass' sie doch durch meinen Jäger schießen, hörst Du, er soll mir berichten, wann ich wieder hinein gehen kann.« — La Fleur machte eine stumme Verbeugung und die Dame schlug wieder die Richtung nach ihrem Schlosse ein, um ihren Spaziergang zu beenden.

Die Marquise war jene Dame, welche Lorenz Sterne in Calais kennen lernte und mit welcher er in ein so zartes und flüchtiges Verhältniß trat, wie es von ihm auf einigen Blättern des unsterblichen

Werkes, das er »Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien« nannte, geschildert worden ist; jenes duftig hingehauchte Frauenbild, das an einem der schönsten und denkwürdigsten Augenblicke seines Lebens so viel Antheil hatte, an dem nämlich, in welchem er Hand in Hand mit ihr und schweigend vor dem Remisenthor zu Calais stand: jene Dame, für welche er auf La Fleur's Betrieb und Dringen den Brief des lustigen Tambours an die Frau des Korporals abschrieb, als er in Amiens war; kurz, jene Lady L., deren anziehende, mit den weichsten Farbentönen und Zügen gezeichnete Gestalt Keiner von Euch vergessen hat. Sie hieß Marquise Lamberti.

Das Verhältniß Sterne's zu ihr war jedoch nicht so ganz vorübergehend und romantisch unklar geblieben, wie er es geschildert hat. So wissen wir zum Beispiel, daß die Marquise Lamberti es war, welche durch ihre Verwendung ihm aus der Noth half, als er trotz des Krieges zwischen England und Frankreich sich ohne Paß im feindlichen Lande befand. Obwohl er selber erzählt, der Graf B. (Breteuil), dem er durch seinen Landsmann Shakespeare

vorgestellt worden sei, habe ihm beim Minister Choiseul diesen Dienst erwiesen.

Die Marquise lebte jetzt nach dem Tode ihrer beiden Brüder unabhängig auf einem ihrer Güter in der Landschaft, welche man damals Isle de France nannte. Verheirathet war sie nicht — entweder weil Niemand vor ihren etwas schwärmerisch schmachtenden Augen Gnade gefunden hatte — oder auch, weil Niemand von der Hoffnung, Gnade zu finden vor diesen halb verschleierten und doch so sprechenden Blicken, entflammt und herbeigezogen war. So lebte sie einsam, nur von einer passenden Anzahl Domestiken umgeben, nur zuweilen von einer Verwandtin oder Freundin besucht, auf ihrem Landhause. Glücklich in dem stillen Walten, dem Gedanken- und Thätigkeitskreise, den weibliche Anmuth um sich zu ziehen weiß, daß er eine eigenthümliche, hier rosenroth angehauchte, dort freilich wieder feucht und neblicht verschleierte Himmelssphäre scheint, sehnte sie sich nicht in die Welt hinaus, die in Paris oder in Versailles ihr offen gestanden hätte. Sie gehörte nicht in diese Welt des achtzehnten Jahrhunderts; sie hätte sich darin überall am unrechten Orte gefühlt, und

sich weder zu den geistreichen, noch zu den ausgelassenen Frauen — den Beherrscherinnen jener Zeit — gesellen können. Die Marquise Lamberti hätte ein Jahrhundert später geboren werden müssen; sie war eine poetische Frau. Ich verstehe darunter eine Dame, die außer einem unausdrücklichen Etwas, das noch am bezeichnendsten, aber zu unzart, unbefriedigtes Schmachten genannt werden mag, — Geschmack, Phantasie und Poesie hat und nie versucht, schlechte Verse zu machen.

Das unbefriedigte Schmachten der Marquise, das hier besser Sehnsucht hieße, ließ ihr Auge auf der hohen Denkerstirn und den milden, bleichen Zügen eines großen, abgezehrten und ganz schwarz gekleideten Mannes haften, dessen Bildniß von der Hand des besten Meisters in Frankreich gemalt, sie von den Wänden ihres Wohn- und ihres Schlafzimmers herab mit all seiner gutmüthigen Satyre und verzweifelt ernsthaften Lustigkeit anschaute; dessen Büste in Carrarischem Marmor auf dem Kaminsims ihres Speisesaales prangte; dessen Schriften endlich, prachtvoll in rothen Sammt gebunden, immerwährend auf ihrem Tische oder dem ausgespannten Stickrahmen vor ihr lagen. Ihre Sehn-

sucht war der gefühlvolle Fremde zu Calais, der sanfte Abbé aus England, war Lorenz Sterne.

Der Kultus des Genius ist älter, als das neunzehnte Jahrhundert, sieht man; aber wenn die Marquise Lamberti als Anhängerin eines solchen Kultus genannt werden muß, so soll ihr dennoch Keiner deßhalb zu nahe treten. In ihrem Herzen, wie in dem so manches anderen weiblichen Wesens, war Andacht genug, um Jedem das Seine geben zu können. Gott segne sie! — sie war eine weiche, duftige Seele, zu kindlich, um des Glücks oder des Unglücks recht bewußt zu werden, zu gläubig und harmlos, um je über getäuschte Illusionen lang klagen zu dürfen. Ihr Herz war voll Liebe und Mitleid; schwere Pflichten zu erfüllen hätte sie nicht Federkraft genug in sich gehabt, aber die leichten ihrer Lebensstellung erfüllte sie so, daß ihre Guts-Unterthanen sie vergötterten — und nebenbei thaten, was sie wollten. Uebrigens hat Niemand je wie sie der armen Maria von Moulines Schmerz mitgefühlt, Niemand so viel Thränen über die Geschichte von Le Fevre vergossen, Niemand endlich sich so tief hineingedacht in das Leid des langnasigen Fremden in Straßburg.

Aber es war auch Niemand, der mit mehr Interesse und Spannung zu enträthseln gesucht hätte, wer denn Eliza sey, die Dame, für welche Sterne in seiner empfindsamen Reise mehr als eine begeisterte Verehrung an den Tag legte. Sie hatte sich lebhaft darnach erkundigt und überall, wo es ohne Aufsehen zu erregen geschehen konnte; aber ohne Erfolg. Ihre Bekannten fanden es sehr gleichgültig, wer die Geliebte eines englischen Klerikers sei, von dem sie nicht viel mehr wußten, als daß er Bücher und Predigten geschrieben habe, wie viele Abbés in Frankreich dasselbe thaten. Die öffentlichen Blätter kümmerten sich nicht wie jetzt um die Schriftsteller und ihre Verhältnisse, obwohl es gerade die Zeit war, worin ihr weltgeschichtlicher Einfluß begann, gefühlt zu werden. So las die Marquise in den Zeitungen denn nur eine Nachricht, worin der Tod Sterne's gemeldet wurde; über Eliza keine Sylbe. — Es war ein Mann in Frankreich, der ihr hätte Auskunft geben können; doch der gehört in das Ende unserer Erzählung und die Marquise kannte ihn jetzt noch nicht. So war sie nach und nach zu der tröstenden Ueberzeugung gekommen, Eliza sey eine Dichter-Phantasie, eine Schöpfung der

Einbildungskraft, und wenn Sterne je — seine Jugend vielleicht ausgenommen — wenn er je Gefühle einer rosenfarbenen und romantischen Art gehegt habe, so sey sie, in deren Antlitz er mit so innigem und schwärmerischem Ausdrucke geblickt, nicht ohne Antheil daran gewesen. —

Der Held.

Madame Lamberti hatte immer mehr dieser Ueberzeugung und den Gefühlen und Stimmungen, welche sich daraus für sie entwickelten, nachgegeben, als eines schönen Tages die ewig denkwürdige Gestalt La Fleur's vor sie trat, ein Blumenbouquet im Knopfloch, eine glänzend neue, unächte Goldtresse auf seiner rothsammtnen, noch ganz tragbaren Weste, und einen kleinen Stahldegen an der Seite.

Die Marquise erkannte ihn auf der Stelle wieder, obwohl er um ein Merkliches gealtert war und allerlei Gefahren und Schicksale, die ihn verfolgten, seit er die Trommel des Königs geschlagen, ebenso viele kleine Falten um die Mundwinkel und auf die Schläfe seines freundlichen Gesichts gezogen hatten.

»Sie erkennen mich, Madame?« sagte er, —

»oder soll dieser stumme Herold mich Ihnen vorstellen?« —

La Fleur zog bei diesen Worten einige vielzerlesene Blätter aus seiner Westentasche und entfaltete sie auf dem Tische vor der Marquise. — »Sehen Sie — Madame — hier — Ihr unterthänigster Diener.« — Der Name La Fleur stand mit großen Lettern gedruckt da; es waren Nummern einer englischen Zeitschrift, die den Titel: „The Oracle“ führte; mehre der Spalten füllte ein Aufsatz, der »Sterne's La Fleur« überschrieben war und Notizen über Sterne enthielt, wie La Fleur sie dem Verfasser angegeben hatte; andere ferner über La Fleur selbst.

Die Marquise war zu bewegt, als sie auf die Blätter blickte, um ihren Inhalt zu begreifen; sie sah wieder auf und nahm ein triumphirendes aber zugleich verschämtes Lächeln wahr, das über La Fleur's Gesicht glitt.

»Wollen Sie in meine Dienste treten, Monsieur La Fleur?« sagte sie.

Er legte die Hand auf's Herz und verbeugte sich so tief, daß ihm der Blumenstrauß entfiel, den er

aufraffte und, um seinem tiefen Bücken eine anmuthige Wendung zu geben, kniend der Marquise überreichte.

»Sie sollen den Abend ihres Lebens in Ruhe bei mir zubringen,« sagte sie. »Bestimmen Sie ihre Besoldung; von Livree kann bei einem so berühmten Manne natürlich nicht die Rede seyn,« setzte sie lächelnd hinzu.

»Madame,« sagte La Fleur, »Ihre Gnade drückt mein Herz; aber was den Abend meines Lebens betrifft, so glaube ich meinen Lebenstag zu den langen sommerlichen rechnen zu dürfen.«

»Freilich, La Fleur, Sie haben Recht; die Welt weiß, daß Sie ein Schmetterling sind!« —

Die Summe, welche La Fleur darauf als monatliche Besoldung für die Bemühungen eines Kammerdieners sich bestimmte, war so bescheiden abgemessen, daß die Marquise sogleich das Doppelte aussetzte. So hatte er Grund, sein Glück zu preisen, welches ihn hierhin geleitet, um seinem beweglichen Leben ein stilles Mittagsschläfchen zu gönnen, wie er es nannte. Seine Gebieterin bewies sich so nachsichtig, so gütig gegen ihn, wie es kaum jemals sein

früherer Herr gewesen. Er hatte fast keine andere Mühe, als ihre Mahlzeiten zu bedienen; am Ende derselben sagte sie gewöhnlich lächelnd: „Pray, Trim, stay a little in the room;“ er mußte dann auf einem Stuhl ohne Lehne ihr gegenüber sitzen und ihr von Yorick erzählen; und das Interesse, welches er dadurch für sie bekam, machte sie willig, nebenbei seine Erzählungen von seinen eigenen Schicksalen anzuhören.

La Fleur war nicht ohne Schlauheit. Er errieth, welche Wendung das Gemüth der Marquise genommen hatte und bestrebte sich, derselben, so viel er konnte, zu schmeicheln. Als er eines Tages von dem früheren Aufenthalt seines Herrn in Paris sprach, und den Besuch berührte, welchen dieser von der Kammerjungfer der Madame de R. erhielt — es war wahrhaftig Schade, sagte er; sie war so hübsch und so petite — ward die Marquise roth, wandte sich von ihm ab und schickte ihn bald darauf fort. La Fleur berührte seitdem nie wieder Sterne's Verhältniß zu Frauen; und als er nach Eliza ausgeforscht wurde, betheuerte er, nichts von ihr zu wissen.

Diese Versicherung war der Marquise sichtbar an-

genehm gewesen. Sie schien überhaupt streng zu seyn, wo die Rede von dem war, was sie müßiges Tändeln mit den edelsten Gefühlen des Herzens nannte. La Fleur war in diesem Punkte verschiedener Ansicht; und da Namen sehr viel thun, um derselben Sache ein anderes Licht zu geben, so hielt er seiner Seits entschieden an dem Ausdruck: »Würze des Lebens« fest. Und, weil er ferner der Marquise gegenüber sich keinen Widerspruch erlauben durfte, schien die zurückgedrängte Ueberzeugung ihn desto eifriger anderswo Gelegenheit suchen zu lassen, seine Meinung auszusprechen und an den Mann zu bringen. Ein Bekehrer findet immer die ersten Gläubigen unter den Frauen; La Fleur wußte das und suchte mit einem gewissen warmen Eifer seine Ansichten dem jüngeren Theile der weiblichen Dienerschaft faßlich zu machen. Besonders gegen Marguerit, das hübsche, frische Kammermädchen von Madame, hielt er keinen Augenblick damit hinter dem Berge. Und obwohl Marguerit, wenn sie von den Andern deßhalb geneckt wurde, auf's lauteste erklärte, er komme ihr vor wie ein Erzwindbeutel, so fand doch die Marquise nach einiger Zeit für gut, ihr

durch den Haushofmeister andeuten zu lassen, man würde sie fortschicken, falls sie nicht ernstlicher La Fleur's Huldigungen zurückwiese.

Sie fortschicken! sagte La Fleur, als er dieß vernahm; — sie fortschicken, das arme Ding — und Madame ist sonst so nachsichtig, so voller Güte — besonders gegen mich; eigen das! die Schuld hätt' ich doch, wenn hier von Schuld die Rede wär'. Sie droht mir nicht, mich fortzuschicken. Hat je eine Dame gegen ihren Kammerdiener — La Fleur, Du bist ein Esel! —

Nachdem La Fleur diese für ihn höchst wichtige Entdeckung gemacht, brach er vor Freude in ein schallendes Gelächter aus, das sich nicht eher hemmen lassen wollte, als bis er drei kunstreiche Pas zur Seite ausgeführt hatte, wodurch er dem Spiegel gegenüber gelangte und in der Stellung des Nachdenkens fortfuhr: Zwar Du bist nicht jung mehr; aber was Grazie anbetrifft — was Gewandtheit, Lebhaftigkeit, Erfindungsgeist und Unterhaltungsgabe — und ferner, Du bist berühmt, Du hast in der Zeitung gestanden — sie aber ist unabhängig! — La Fleur schnalzte mit den Fingern, freute sich, wie

sein Abbild im Spiegel es so anmuthig nachzumachen wisse, eilte hinaus und als er der Marquise wieder gegenüber saß, berührte er einen Umstand, den er bis jetzt noch nicht Veranlassung genommen hatte anzudeuten.

Der gütige Gatte.

»Madame,« sagte La Fleur, »ich war verheirathet.« —

»So, und das hast Du bis jetzt mir verschwiegen?«

»Ach, Madame, es kostet mich Ueberwindung, die traurigste Episode meiner Lebensgeschichte zu berühren.«

»Armer La Fleur! warst Du nicht glücklich?«

»Madame, ich war ein gütiger Gatte.«

»Ich glaube es; war das Dein Unglück?«

»Zum Theil; hören Sie die kurze Erzählung an: Sie sah der armen Maria von Moulines ähnlich; als ich sie erblickte, war mein Entschluß gefaßt. Sie war eine Putzmacherin, die älteste von zwei Schwestern in Montreuil und ein sehr hübsches Mädchen.

Wir zogen nach Calais; aber trotz allen Fleißes verdiente sie nur sechs Sous täglich, und wir darbten. Madame, es brach mir das Herz, sie darben zu sehen. Anna, sagte ich, der Krieg ruinirt uns; ich will wieder in die Welt hinaus, um unsere Lage zu verbessern; ich will wieder in Dienste gehen; für mich ist dann gesorgt, und was ich verdiene, wirst Du erhalten; es wird hinreichen. Ich ging; ich ward Kammerdiener, in England, in den Niederlanden; endlich trieb mich die Sehnsucht, den eigenen Heerd wieder zu suchen. Ich komme nach Calais zurück, ich komme in die Königsstraße« —

»Nun La Fleur?« sagte die Marquise.

»Madame,« versetzte er — »sie ist todt!« —

»Todt? sie war gestorben, während Du in der Fremde Dir um ihretwillen Entbehrungen auferlegtest?« —

»Nein, Madame, das nicht; sie war fortgezogen mit einer Truppe wandernder Schauspieler. Der Mangel hatte sie gezwungen. Es mochte nicht ausgereicht haben, was ich sandte. Sie bedurfte so viel! Daß sie aus Liebe zu einem der untergeordneten Mitglieder der Gesellschaft davon gezogen sei, wie ihre Eltern mit großem Zorne mir versicherten, habe ich nie geglaubt; es

war Verläumdung — »sey Du so weiß wie Schnee, so keusch wie Eis, Du wirst doch der Verläumdung nicht entgehen.« Ja, es war unmöglich; ich habe sie auf den Händen getragen und sie verdiente es, obwol mich nur der angeborene Trieb meines Herzens so handeln ließ.«

»Und später hörtest Du, sie sey gestorben?« —

»Nein, Madame, es bedurfte dessen nicht; ich bin überzeugt davon. Unsere Sympathie hätte sie ahnen lassen, daß ich zurückgekehrt, und sie würde in meine Arme geeilt seyn, wäre sie noch unter den Lebendigen gewesen.«

»Aber, La Fleur, das ist kein Beweis.«

»Meinem Herzen genug, Madame; das bedarf der weiteren nicht.«

»Und hast Du weitere?«

»Ach, nur zu überwältigende! meine Frau war ein Wesen voll Talent, voll Geist, voll rascher Fassungsgabe; die stürmischesten Affekte standen ihr zu Gebote — o sie hat mir so manche hoch tragische Scene gespielt — als Rodogune, als Berenice, ja vor Allen als Jetzabel müßte sie unvergleichlich gewesen seyn. Ja, Madame, wäre sie am Leben, so würde ihr Ruf alle

Bühnen erfüllen, und man würde nicht von der dramatischen Kunst in Frankreich reden können, ohne zugleich mit Bewunderung den Namen Anna La Fleur aussprechen zu hören.«

»So,« sagte die Marquise lächelnd, »Deine Gründe sind freilich triftig, aber ich muß gestehen, sie befriedigen mich nicht völlig.«

»Nun, so hören Sie den Letzten, Madame, wenn Sie mich zwingen wollen, ein Schreckensbild herauf zu beschwören, das ich nicht ohne tiefe Bewegung mir ausmalen kann. Ach, ein nasses Wellengrab!«

»Nun?«

La Fleur nahm eine tragische Stellung an; er erhob die Blicke, als wolle er gen Himmel einen Vorwurf emporsenden und sagte: »Madame, es ist ein Schiff im Kanale zu Grunde gegangen, zu Grunde gegangen mit Mann und Maus, mit Weib und Katze!«

»Und unter dem letzteren Theile der Befrachtung war Deine Frau?«

Ich weiß, daß sie um jene Zeit zu einer Reise nach England sich angeschickt hat. Und da sie gestorben ist, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen, kann ich zwei-

feln, daß der neidische Neptun sie in seinen kalten Schooß gezogen hat?«

»La Fleur, ich glaube, Du hast zu früh verzweifelt; sag' mir doch, wie ihr Vater heißt? er lebt noch?«

»Freilich, Madame, Maitre Andre in der kleinen Hafenschenke in Calais,« erwiderte La Fleur, dem die Ungläubigkeit der Marquise unbequem zu werden anfing, und der deßhalb die Gelegenheit abzulenken ersah. Er fuhr fort: »es ist der kleine Maitre Andre, der immer von seinen Reisen in Holland erzählte. Er war ein drolliger Mann: La Fleur, sagte er immer, — wenn Ihr einmal das mächtige Amsterdam und das Glockenspiel auf dem Stadthuys sehen könntet! — Ach Gott, Madame, wie kannt' ich Amsterdam! aber er war der Vater meiner Frau; und wie ich sie auf den Händen trug, so war es auch mein Grundsatz, gegen ihre Eltern voll der zartesten Rücksicht zu seyn. Deßhalb war ich nie in Amsterdam gewesen; ich hatte nie das Herz der siebzehn vereinigten Provinzen vom Untergange gerettet und sagte: »Also Maitre Andre, Ihr seyd in der That in Amsterdam gewesen und habt das Glockenspiel auf dem Stadthuys läuten gehört?« —

»Läuten gehört, Monsieur La Fleur? gesehen hab'

ich's, Alles durchgesehen von Anfang bis zu Ende,« versetzte er dann: »seht, man geht gerade seines Weges vn der großen neuen Börse her auf das Stadthuys zu und dann dreist hinein, und dann kommt ein langer, hagerer Mynheer, — zu meiner Zeit war er lang und hager, ob er jetzt fetter geworden ist, ich weiß es nicht — der fragt, was man will, ob man das Gebäude sehen will, die Bilder, die Reichs- und Staatsperücke des großen Willem van Oranien, den Saal der Provinzen, und was da sonst für Alterthümer sind: was Bilder, was Staatsperücken, müßt ihr dann sagen: ich will die Engelland'sche Jagd sehen.«

»La Fleur,« unterbrach die Marquise freundlich den Erzähler, »ich will Deine Engelland'sche Jagd ein andermal sehen; aber Dein Herz ist wie das eines Kindes so harmlos; Trauer und Lachen schwebt auf denselben Lippen.«

»Ach, Madame, hätten Sie gesehen, wie kindlich ich meiner Anna gegenüber stand: wenn sie zürnte, dann zitterte ich; war sie heiter, dann kam es mir vor, als ob ich jetzt über die Dächer fliegen dürfte. Ich war ein gütiger Gatte, Madame!«

»La Fleur,« sagte Madame Laberti nach einer Pause des Nachdenkens, »ich will thun, was in meiner Macht steht, Dich wieder glücklich zu sehen.« —

Einfälle.

Die Marquise sprach diese Worte mit einer Betonung, welche eine Art angenehmen Schauers durch La Fleurs Herz ziehen ließ. Ob er sie recht verstand, ist sehr die Frage; sicher ist, daß ihm gewisse Maßregeln, welche die Marquise nach dieser Unterredung einleitete, völlig unbekannt blieben.

Aber mehr als je zuvor bestrebte sich La Fleur jetzt, mit den schätzbaren Fertigkeiten, zu welchen seine angeborenen Talente sich ausgebildet hatten, einen glänzenden Eindruck auf seine Gebieterin hervorzubringen, und seine mancherlei Gaben in das hellste Licht zu stellen. Er ward unermüdlich im Ersinnen kleiner Ueberraschungen, die im Stande waren, ihr einige angenehme Augenblicke zu bereiten. — Wenn er sie im Garten wußte, nahm er die Trommel,

die ihm der Ortswächter unter der Bedingung bei allenfalls plötzlich ausbrechender Feuersnoth sie ja rasch wiederzubringen, mit vieler Zuvorkommenheit geliehen hatte, und eilte damit in irgend ein verstecktes Berceau. Und nun mußte es der Marquisin gewiß eine rechte Freude seyn, ganz umsonst in ihrem eigenen Garten auf's Zierlichste die Leibmärsche aller angesehenern europäischen Potentaten schlagen hören zu können, um so mehr, als La Fleur dem rauhen Instrumente die möglichste Anmuth und sogar einen gewissen schwärmerischen Anhauch von Schwermuth, wie es zu seiner Herrin Gemüthsstimmung nur immer paßte, zu geben sich anstrengte.

Sie lag einst, nachdem lang der Schlaf sie geflohen, in dem ersten Schlummer, als sie plötzlich durch eine Folge dröhnender, an den Scheiben ihres Fensters klirrender Töne aufgeweckt wurde, in welche das Heulen des aufgestörten Hofhunds sich mischte, der eine zage und angstvolle Modulation nach der andern begann. Erschrocken riß sie das Fenster auf; die Töne verdoppelten sich; es schien ihr, als ob die im Mondlichte schlummernden Wellen des breiten Schloßgrabens unten erschüttert davon zusammen zit-

terten. Ihr Auge spähte lang vergebens nach der Ursache dieser sonderbaren, bangathmig hinrollenden Klänge, die etwas von einer wilden, aber sehr fesselosen Melodie hatten. Endlich errieth sie die Quelle derselben; drüben stand, in anmuthiger Stellung, auf einem Beine ruhend, während die Schulter an den Stamm einer Akazie lehnte, Monsieur La Fleur und stützte mit beiden Armen das Instrument, welches die Tuba seines Virtuosenruhmes werden sollte.

Dieß Instrument war nichts Geringeres, als ein ellenlanges altes Sprachrohr. La Fleur wußte sich im Besitze einer sehr hörbaren Stimme und hatte deßhalb beschlossen, sie in der ersten schönen Mondnacht unter den Fenstern seiner Herrin ertönen zu lassen. Aber wie hätte ein zartes und schmachtendes Lied, welches allein zu der stillen Stunde, der leise schlummernden Umgebung und den eben so leise schlummernden Absichten La Fleur's in Harmonie stand, über den weiten Wassergraben hin, und durch ihr vielfach verhangenes Gemach bis zu ihr sich Bahn gemacht? Laut zu schreien wäre unanständig gewesen. La Fleur mußte ein anderes Mittel entdecken, sich verständlich zu machen; und er fand es; es stand

in einer Rumpelkammer, bestäubt und beinahe vergessen. Als nun die erste milde Nacht des Vollmonds gekommen, und es eilf Uhr an der Schloßuhr geschlagen hatte, war er sachte damit in den Baumhof dem Fenster der Marquise gegenüber gerückt. La Fleur wartete nun, bis alle Lichter nach nnd nach im Schlosse erstarben; endlich verlöschte auch das Letzte; es war das ihre; La Fleur harrte noch eine Pause; dann räusperte er sich, setzte an und sang, so weich und schmelzend es ihm gelingen wollte, das Lied: „God save the King," ein durch seine Schönheit sowohl als seinen vaterländischen Werth für die von der Marquise so verehrte englische Nation gewiß gleich ausgezeichnetes Musikstück. Es lautete aber durch das lange Sprachrohr nicht ganz so lieblich, wie La Fleur erwartet hatte; vielmehr möchte es dazu mehr geeignet gewesen seyn, irgend ein großartiges Bild heraufzubeschwören, z. B. von einer Schaar zur Andacht gerührter und um den Nordpol versammelter Wallfische, die mitten in dem löblichen Werke begriffen, dem großen Bären eine Jubelhymne vorzubrüllen.

Die erste Bewegung der Marquise war, mit den

Händen nach beiden Ohren zu fahren, um sie so dicht wie nur immer möglich zu verstopfen; dann, als eine Pause gekommen war, rief sie mit ängstlicher Stimme: »La Fleur, La Fleur, La Fleur!« —

La Fleur verbarg sich verschämt hinter dem Stamme der Akazie; als aber die Marquise ihren Ruf wiederholte, trat er hervor, zupfte verlegen die Busenkrause etwas mehr heraus, obwohl sie wegen der Nacht doch unsichtbar war, und schritt bis zum Rande des Wassergrabens vor. Nachdem er nun das Sprachrohr neben sich gestellt hatte, als ob es unbillig sey, ihm seinen Theil an der Ehre des Abends vorzuenthalten, kreuzte La Fleur die Arme über die Brust, wie es einem gerufenen Sänger zukommt, und machte eine sehr tiefe Verbeugung.

»Um des Himmels willen, was machst Du, La Fleur?« rief die Marquise.

»Ach, Madame, ich habe Sie nicht befriedigt!« — sagte La Fleur mit dem Ausdrucke schmerzlichen Verzagens, so gut er sich in einen lauten Ruf legen läßt.

»In der That, das hast Du so hinreichend, daß ich Dich bitte, zu Bette zu gehen, und Dir, wie allen

andern lebenden Wesen auf drei Meilen im Umkreise, die Nachtruhe zu gönnen.«

»Hätte ich es in der That, Madame? o dann hören Sie gnädigst, nur noch eine Arie — oder das schöne „Marlborough s'en va-t-en guerre, qui sait quand il reviendra?“ —

»Ja, La Fleur, gegen das Lied läßt sich nichts einwenden, aber ich bedarf der Ruhe, und befürchte auch, meine Pachter werden wach und steinigen Dich. Darum geh und leg Dich schlafen.«

Die Marquise warf das Fenster zu; La Fleur stand zaudernd noch einige Augenblicke; dann bemerkte er, daß man im Schlosse wach geworden war und Lichter hinter den Fenstern her die Corridors entlang flimmerten. Er hielt es nun für Zeit, sich zurückzuziehen, eigentlich nicht ganz beruhigt über die Art, wie sein Einfall aufgenommen sey, obwohl er sich selbst wiederholt versicherte, daß einem verliebten Herzen Alles gefalle, und er deßhalb auch sich keineswegs entmuthigt fühlte, seiner Herrin noch ferner ähnliche und noch bessere Ueberraschungen auszusinnen. Und La Fleur war ein erfinderischer Kopf; er brauchte nur Morgens bis zehn Uhr im Bette liegen zu bleiben, um die schönsten

und großartigsten Gedanken in Fülle sich unter dem krauslockigen Haare seines Hauptes regen zu fühlen.

So lag er eines Tages sinnend da; seine Lippen waren in fortwährender, emsiger Beschäftigung, lauter unhörbare Worte zu bilden; zuweilen tönte auch eine vernehmbare Sylbe dazwischen; er legte beide Hände verschränkt unter den Kopf: — »ich glaube, wir werden heute Mittag Kohl von Beauchoux haben;« — eine Folge stummer Lippenbewegungen; er streckte das rechte Bein in die Höhe, wie Einer von den Schattenfüßlern des Landfahrers Montevilla; — »ein hübsches Bein — ma foi, ein sehr hübsches Bein. — Aber Pest! — will denn gar nichts — halt!« — La Fleur lag eine Zeitlang in das Anschauen seines Beines versunken, dann sprang er empor, war mit einem Satze aus dem Bette und eilte auf die Trommel zu, welche ihm gegenüber an der Wand hing. — Das ist wahrhaft großartig, rief er aus, riß das Instrument herab, warf das Bandelier um die Schulter, und ließ nun eine Reihe der lebhaftesten Wirbel folgen, welche ihn wie eine Tanzmusik zu Sprüngen begeisterten, daß die Bohlen unter seinen nackten Füßen schütterten. —

»Ei, der macht Leben im Schlosse, das muß man

gestehen,« sagte Marguerit, die in diesem Augenblicke über den Gang an seinem Zimmer vorübertrippelte. — »Was mag er denn jetzt haben?«

Nun zeigte die Thurmuhr zehn geschlagene Stunden und Marguerit fiel deßhalb kein Grund ein, weßhalb sie nicht einmal die Thüre öffnen und schauen sollte, was La Fleur zu dieser so laut mit Gott und der ganzen Welt in Einklang tönenden Stimmung bewege. Sie drückte das Schloß auf und steckte den Kopf in die Stube.

»Juchhe! vive la bagatelle!« — rief La Fleur und sprang in die Höhe, indem er seine Füße umeinander wirbeln ließ trotz den wirbelnden Stöcken, die auf dem Trommelfell lagen. — »Kann ich tanzen, Marguerit?« —

Es war keine Kunst, daß La Fleur tanzen konnte, denn an seiner ganzen Figur war nichts, was ihn irgend hätte hindern oder beschweren können. Marguerit nahm sich jedoch nicht die Zeit, diese Bemerkung auszusprechen, wenn sie dieselbe auch zu machen schien, denn mit dem Ausruf: O Maria! lief sie so roth wie ein Scharlachtuch davon, und sagte, als sie athemlos, die Hand auf's Herz gedrückt, in der Küche

auf einen Stuhl sank: »Nein, der ist unklug geworden!« —

La Fleur aber war keineswegs unklug geworden, sondern hing die Trommel an den Nagel, und sann nun in still feierndem Bewußtseyn seines Ideenreichthums, während er Stück für Stück seine Kleider anlegte, dem größten Gedanken nach, der, wie er leise murmelte, als ein beglückender Genius in sein Leben herabgestiegen. Zwar, die Ausführung desselben bot Schwierigkeiten dar und erforderte einen Aufwand, welcher alle Ersparnisse La Fleur's zu verzehren drohte; aber war er der Mann, vor Schwierigkeiten zurückzuschrecken? Vor ihm waren schon größere gesunken. — »Ich will ihr ein Triumphthor bauen, das schöner ist, als der Bogen des — nun wie hieß er doch? — ein Triumphthor, das vielleicht auch mir sich wölbt! — Doch, das steht in ihrer Hand! — Ja, La Fleur, fügte er hinzu, indem er den Zeigefinger an die Nase legte — Du würdest ein gütiger Gatte seyn.« —

Das Gebüsch.

Wir haben bis jetzt in unsrer Erzählung die zur Geschichte unsres Helden dienlichen Begebenheiten nachholen müssen und sind wieder da ungefähr angelangt, wo wir zuerst ihn fanden; es war in der Gloriette, der Marquise Lamberti gegenübersitzend. Einige Tage später stand der grüne Jacques, der Waidmann, vor der Dame, und sprach mit großer Zuversicht die Behauptung aus, daß Fledermäuse nie bei Tag sich sehen ließen, und daß auch abgesehen davon, er nicht der Ansicht seyn könne, was ein ordentlicher Jäger sey, würde sich damit abgeben, Fledermäuse zu schießen; wenn Monsieur La Fleur aber davon belästigt würde, so sey Monsieur La Fleur gerade der rechte Mann, ihnen auf eine geschickte Weise etwas schimmernd

Weißes, einen gebleichten Knochen oder etwa das Nachthäubchen von Mamsell Marguerit in den Flug zu werfen; auf welches sie sich dann setzen würden, so daß sie herunterfielen, und von Monsieur La Fleur, wenn er anders nicht bange vor ihnen sey, mit großer Gemüthsruhe und Bequemlichkeit todt geschlagen werden könnten.

Nachdem Jacques diesen Bericht beendet hatte, in welchen ihn eine gewisse Herzensangelegenheit die so fein gegebene Stichelei einmischen ließ, obwohl er jetzt allen Grund zu Eifersucht verloren hatte, befahl ihm die Marquise, sich in das Gebüsch zur Seite des Gartens zu verfügen, und auszukundschaften, was La Fleur denn darin anfange. — Gewiß wieder irgend eine Ueberraschung für mich! sagte sie; der gute Mensch; gelång' es mir doch einmal, durch eine andere und bessere Ueberraschung ihn belohnen zu können!

Jaques kam wieder, und seine Aussage machte die Vermuthung der Marquise zur Gewißheit.

»Hör' Jacques,« befahl diese darauf, — »Du hast mir von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten, wie weit das Werk, von dem Du sprichst, fortgeschrit-

ten ist; aber ich will nicht, daß La Fleur Deine Beobachtungen merke, hörst Du!«

Der Jäger ging und die Marquise folgte ihm nach einer Weile, um einen Spaziergang durch den Garten zu machen. Als sie dem Bosquet nahe kam, konnte sie dem neugierigen Verlangen nicht widerstehen, einmal selbst hinein zu schauen. Sie kam an eine Stelle, wo das dichte Gebüsch zurücktretend einen kleinen Rasenplatz frei ließ; einige Beete mit Malven und Astern waren darauf angelegt, gewannen aber dem feuchten Boden unter dicht schattenden Fichten- und Ahorn-Zweigen nur eine kümmerliche Vegetation ab. In der Mitte dieser einsamen Stelle zog eine neue Verzierung ihrer Anlagen die Augen der Marquise auf sich. Es war eine Art von Piedestal, kunstlos aus Ziegelstein zusammengefügt; der Mörtel, der aus den einzelnen Schichten hervorgequollen und niedergelaufen war, zeugte von der Schülerhaftigkeit des Maurers in seiner Kunst; sonst zeigte sich allerdings ein gewisser Geschmack in den Verhältnissen von Höhe und Breite. Auf diesem Sockel nun standen zwey Gegenstände, die, wahrscheinlich um das Wackeln zu verhüten, mit einem

Stricke von mäßiger Dünne zusammengebunden waren. Die Marquise erkannte sie nicht sogleich, entdeckte aber bei näherem Beschauen, daß der kleinere eine alte irdene Blumenvase aus Thon sey, ein Gefäß, das sie früher in ihrem Zimmer benutzte, bis ein unglücklicher Fall es um einen Henkel und seinen Deckel gebracht hatte. Der größere Gegenstand aber war ein sehr stämmiger Genius von Sandstein, mit einer aufgerichteten Fackel, der früher ein Postament vor der Orangerie geschmückt hatte, aber schon seit Menschengedenken vor demselben mit der Nase im Sande gelegen hatte. Jetzt war er von allerhand Moos- und Flechtenauswüchsen gesäubert und zur Seite der Trauer-Urne aufgestellt, wohin seine aufgerichtete Fackel, das Attribut Hymens, freilich nicht recht paßte; der Anordner des Ganzen hätte aber die Ausrede gehabt, daß das oberste Stück mit der Flamme ja durch irgend ein glückliches Mißgeschick davon abgebrochen sey und man also doch den Genius mit der gelöschten Fackel vor sich habe.

Die Marquise hatte sich mit sachten Schritten genaht, denn hinter dem Bauwerk her tönten die wehmüthigen Klänge einer schlecht gespielten Flöte;

und nachdem sie ein paar Blicke über die ganze Anstalt hatte schweifen lassen, wollte sie sich leise zurückziehen, da es ihr unangenehm gewesen wäre, den Spielenden in seinen melancholischen Läufen, von denen man in Wahrheit sagen konnte, daß sie sehr traurig seyen, unterbrochen zu sehen. Aber die Marquise irrte, wenn sie glaubte, sie sey unbelauscht in das Gebüsch gedrungen, und werde es so wieder verlassen können. La Fleur hatte ihre Schritte beobachtet, und als er darauf flugs seitwärts durch das Dickicht geschlüpft war, um ihr zuvorzukommen und sich hinter sein Monument zu verstecken, war dieß nicht ohne die sichere Hoffnung geschehen, von ihr in einer so anmuthigen und hochpoetischen Stellung überrascht zu werden, wie man sie nur vor einer Ausgabe von Guarini's treuem Schäfer in Kupfer gestochen sehen kann. Als er gewahrte, daß sie zurückging, sprang er auf und trat hervor.

»Ach, Madame, Sie hier?«

»Ich, La Fleur; bist Du so erschrocken darüber? Aber sag', was hast Du denn hier gebaut?«

»Madame,« versetzte La Fleur mit einigem Zaudern, während dessen er sein Werk überblickte und

fand, daß es gut sey — »Madame, ich habe von Ihrer Gnade gehofft, sie würde meinen gefeiertsten und besten Erinnerungen dieses kleine stille Fleckchen, das von Niemand benutzt wird, als Asyl vergönnen. Das Herz und seine wärmsten Gefühle,« fügte er mit einer lächelnden Verbeugung gegen die Marquise hinzu: »gehören den Lebenden; aber die Erinnerung sind wir den Todten schuldig. Sehen Sie diese Urne an; es ist Alles, was mir von ihr übrig blieb; Madame — sie stehen an dem Epitaphium meiner verklärten Frau!« —

»La Fleur,« sagte die Marquise, indem sie sich bestrebte, eine große Heiterkeit nicht verletzend sichtbar werden zu lassen, »ich bewundere nicht minder die Zärtlichkeit, womit Du Deine Worte als die über das Grab hinausdauernde Treue, womit Du diese Steine, freilich etwas kunstloser, zusammengesetzt hast. Uebrigens verspreche ich Dir eine bessere Urne mit Inschriften und Allem, was Du willst, wenn die Zeit beweist, daß Du sie mit Recht aufstellen kannst. Aber ich bin nicht gekommen, Dich in Deinen Erinnerungen zu stören, bleib.« — Sie schritt weiter in das Gehölz hinein.

»Madame,« sagte La Fleur, indem er seine Flöte in den Sack schob und ihr folgte: »wir dürfen den Erinnerungen nie vor dem Reize des Lebens den Vorzug geben, — aber die Fledermäuse!« —

»Ja, die Fledermäuse, die bei Tage fliegen! Du hast Recht, ich will zurückgehen.“

Als die Marquise an den Taxuswänden ihres Gartens auf und niederschritt, folgte La Fleur ihr eine Zeitlang schweigend nach.

»Sehen Sie diesen Mops an,« sagte er darauf, stehen bleibend und auf eines der kunstreich ausgeschnittenen Geschöpfe deutend, welche die immergrüne Wand schmückten; — »und sehen sie dort die dicke Gans; jedes dieser Thiere erinnert mich an eine Anekdote, welche ich noch nicht die Ehre hatte, Ihnen zu erzählen, Madame.«

»Nun, so thu' es jetzt, La Fleur.«

»In der ersten, vom Mopse handelnd, ist mein seliger Herr der Held; sie werden daraus sehen, daß er auch scharf und beißend seyn konnte, obwol er sonst ein Engel war und seine Köchin ihm eines Morgens verdrießlich den Dienst kün-

digte, weil er sich Alles gefallen lasse und sie nie wissen könne, ob sie es nach seinem Sinn mache oder nicht. Ach, Madame, er war so sanft gegen Damen! Aber er schied von Keiner, ohne sie, und wäre sie bei seinem Kommen noch so ausgelassen gewesen, in sehr ernsthafter Stimmung zu verlassen. Als wir in Italien waren, hielt er sich acht Tage in Siena auf; und wissen Sie, weßhalb? Allein das Frauenzimmer fesselte ihn; es ist das schönste von ganz Italien; er hatte seine Lust an der reizenden Betrachtung der Farbentöne der Seele, welche über diesen ausdrucksvollen Gesichtsbildungen mit dem vollkommenen Oval, dem geistsprühenden Auge schweben. Er hatte auch eine Frau, Madame; aber sie waren Beide sich gleichgültig, wie zwei Menschen nur es seyn können. Ach, er hätte eine andere Frau haben müssen, eine Frau, wie —«

»Nun?« sagte die Marquise erröthend.

»Madame, die Geschichte vom Mops hat zwar noch nicht begonnen, aber ich bitte Sie, anzunehmen, daß sie zu Ende sey, denn die Ge-

ſchichte von der Gans iſt ſchöner, und weil ſie lang iſt und ich weit ausholen muß, könnten Sie ermüdet werden, wie durch die engelland'ſche Jagd. So fang' ich die zweite an:

Das Herz der siebzehn Provinzen.

Ich war in Amsterdam. Es war eine kalte Nacht und so stürmisch, daß eine Laterne nach der andern von den Windstößen verlöscht wurde, und nur ein mattes Mondlicht übrig blieb. Von den Linden, welche in Reihen den Zingel entlang stehen, rieselten die gelben Blätter herab und hatten einen weiten Weg in lauter Wirbeln zu machen, bevor sie auf dem Boden der Straße, oder auf den fluthenden Wassern der Gracht ankamen. Nur hie und da schimmerte ein Lämpchen durch eine musselinene Fenstergardine; drinnen mochte sie mit ihrem gelben Scheine um die schnarchende Nase irgend eines Mynheer spielen, daß er in lauter flüssig gewordenen Tonnen Goldes wie ein fetter Schellfisch zu schwimmen träumte; draußen aber glimmte der Schein auf dem gegen-

überstehenden Hause, daß es mit seinen verschloßenen Läden und Gitterstangen und düstern Giebelzacken nur noch spukhafter aussah; oder an andern Stellen fiel das Licht auf die Stellen des Kanals, die man darunter brodeln und aufkochen sah, als brühe sich im schmutzigen Grunde ans lauter grünen verschimmelten Holländerseelen eine Hexensuppe gar. Sonst war Alles todt; ich glaube, auch die Nachtwächter.«

»Was thatest Du so spät auf der Gasse, La Fleur, und in einer solchen Nacht?«

»Madame, ich werde sogleich die Ehre haben zu berichten, was ich that. Ich schritt die Gracht entlang, bis ich in die Nähe der neuen Börse gelangte. Die neue Börse, Madame, ist ein schönes, wenn auch nicht ganz neues Gebäude. Sie ruht auf vierzig Marmorsäulen, die im innern Hofe rundum die geschmackvoll entworfenen Arkadenreihen tragen. Der Bau ist im Jahre 1608 angefangen worden, und der edelmogende Cornelis Pieterß Hooft hat den ersten Stein dazu gelegt. Aber daß die neue Börse ein schönes und kostbares Gebäude ist, kommt am wenigsten in Betracht; sie umschließt das Herz der sieb-

zehn vereinigten Provinzen von Holland, welches der liebe Gott aus lauter blanken Güldenstücken gemacht hat; die Holländer haben es in Tonnen verpackt, denen sie nur den Boden einzuschlagen brauchen, um wieder Blut durch die Adern ihres Landes pulsiren zu fühlen. Auch Obligationen gehören dazu, von Pergament und Papier, die schwere Menge. Wenn man die fortnähme oder zerstörte, so würden die siebzehn Provinzen zusammenschrumpfen und absterben, wie ein Mensch, dem der Lebenssaft ausgegangen ist. Es sey denn, sie könnten einem Nachbar durch Schröpfköpfe so viel abnehmen, um sich wieder zu erholen.«

»Als ich nun der neuen Börse immer näher kam, hörte ich von dem Gebäude her leise etwas schallen; ich blieb stehen und vernahm nun, daß es eine regelmäßige Folge von rauhen und rasch abgebrochenen, aber gedämpften Tönen sey, so daß ich nicht wußte, was sie hervorbringen könne. Einige Schritte weiter schien es das Tiktak eines schweren Uhrwerks zu seyn. Ja, jetzt war es deutlich zu vernehmen; dann wieder glaubte ich mich getäuscht zu haben; aber es war nur der Wind Schuld, der die Töne nach einer andern Seite hin geweht hatte; ließ er eine Pause nach, so schallten sie mit

ihrem metallenen Klange wieder deutlich an mein Ohr. Sonderbar, sagte ich zu mir selbst, als ich so lauschend am Rande des Kanals stand; eine so große Uhr hier unten an der Außenseite der Börse, wo nie bei Tage etwas davon sichtbar ist? sollte das Herz der siebzehn Provinzen zu schlagen anfangen wie ein Perpendikel? oder ist das Tiktak seine Todtenuhr?« —

»Ich beugte mich, so weit ich konnte, über die Gracht, da, wo das Wasser die Mauern des Gebäudes bespült. Nun ist die Börse so gebaut, daß der Kanal noch mehre Schritte weit sich unter das Gebäude erstreckt, wo er von ihm überdacht einen kleinen Hafen bildet, der nicht allein durch die Seitenmauern gegen den Wind, sondern auch oben gegen den Regen geschützt ist. Aus diesem Raume her schienen mir die räthselhaften Töne zu schallen, und zwar wie aus einem dunkeln Gegenstande, den ich bei angestrengtem Spähen endlich für nichts Anderes als einen großen Nachen erkannte; er war so weit wie möglich in's Innere geschoben, und schien sicher vor Anker zu liegen.«

»Meine Neugier war geweckt; ich mußte wissen, was dieß Uhrwerk bedeute, das mir mit Dingen zusammenzuhängen schien, an welche Mynheer Cornelis Pie-

terß, als er den ersten Stein legte, wahrscheinlich nicht im Entferntesten gedacht. Ohne mich also viel zu besinnen, schwamm und ruderte ich dem kleinen Hafen zu.«

»Wie, in der kalten Nacht sprangst Du in das Wasser? — Du hättest den Tod davon haben können!« unterbrach ihn die Marquise.

»Madame,« sagte La Fleur, »heroische Unternehmungen setzen unsern Geist in einen Zustand von Aufregung und Anspannung, daß wir alle derartigen Bedenklichkeiten aus den Augen verlieren. Ich sprang in das Wasser hinab — wahrscheinlich freilich an einer Stelle, wo zu meinen Füßen ein Kahn lag, den ich aus seinem Ringe am Quai losband, um mich dann mit einer darin liegenden Schalter so gut und so rasch es gehen wollte, nach meinem Ziel voran zu arbeiten. Ja, ich bin um so mehr geneigt, dieß anzunehmen, weil ich eigentlich kein besonderer Schwimmer bin, oder auch, um es gerade herauszusagen, meine Glieder dazu nie viel tauglicher fand, wie den ersten besten Ziegelstein. Doch das ist eins, und wird bei einem Manne, der andere Fertigkeiten besitzt, hoffentlich nicht in Anschlag kommen; genug, ich kam dem dunkeln Gegenstande immer näher, und je näher ich kam, desto lauter und

deutlicher wurde das dumpfe Tiktak in seinem Innern.«

»La Fleur, ich wette, es war nichts Anderes, als ein gewöhnliches Waarenschiff, dessen Besitzer zu seiner Bequemlichkeit eine Uhr in der Kajüte aufgestellt hatte.«

»Ganz recht, Madame, wenn ich meiner Erzählung vorgreifen soll, so will ich gestehen, daß es ein Waarenschiff war: aber voll Waaren, welche zuerst ein Eroberer aus der Hölle eingeführt hat, und die mit verlorenen Seelen versteuert werden müssen; die Uhr zeigte die Stunde des Todes an, wie die Schloßuhr von Versailles, und das Schiff hieß — nein, es war der leibhaftige, fliegende Holländer!«

»Du machst, daß es mir eiskalt über den Rücken läuft, La Fleur! — fahr' fort.«

»Ich legte mit meinem Kahn bei dem Fahrzeug an; es war eine Barke von mäßiger Größe. Mast, Ruder, ja sogar ein Steuerruder fehlten; dagegen standen mehre Reihen von kleinen schwarzen Tonnen, etwa von der Größe von Häringfässern darin, auf denen, wie ich später wahrnahn, der Deckel nur eben aufgelegt war. In der Mitte stand ein dunkler Ka-

sten, in dem ein, wie es schien, etwas rostiges Uhrwerk rasselte, freilich nicht stark genug, um weiter als in dem Bereiche des kleinen Hafens gehört zu werden, während die Perpendikeltöne lauter dazwischen tönten. Ich besah diesen Gegenstand von allen Seiten. Als ich mich zuletzt darüber beugte, erblickte ich an der Seite, welche der innern Mauer des Gebäudes zugekehrt war, einen kleinen Docht glimmen, der sich in einzelnen Zuckungen sacht fortzubewegen schien; es war nur ein röthlich gleisender Funken, nicht viel größer als ein Johanniswurm; zur nähern Untersuchung kniete ich deßhalb jenseits davor nieder. Der Docht zuckte weiter; ich sah, daß er um das Ende eines langen eisernen Zeigers, wie um eine Luntenstange gewunden war, und abwärts gekehrt dem Boden des Schiffes zustrebte; jede Sekunde ließ ihn um einen Ruck ihm näher kommen — endlich war er so tief gesunken, daß sein glimmender Schein hell auf die ihm nächste Stelle des Bodens fiel.«

»Diese Stelle des Bodens aber, worauf der Schein fiel, war mit einer dicken Lage Schießpulver überstreut.«

»Madame, als ich so in der leis geschaukelten Barke kniete und den letzten Grund der ganzen Anstalt durchschaute und sah, daß in der nächsten Minute zuvörderst das marmorne Gebäu des edelmogenden Cornelis, sodann das Herz der siebzehn vereinigten Provinzen, ferner ein Theil der glockenspielklingenden Stadt Amsterdam am Ei, und endlich Ihr gehorsamster Diener selbst vermittelst des fliegenden Holländers zum Teufel zu fahren im Begriffe ständen — Madame, in diesem größten aller Augenblicke verlor ich die Geistesgegenwart nicht. Mit einem plötzlichen, tiefen Aufstöhnen des Schreckens, das mir unwillkürlich entfuhr, streckte ich beinahe gleichzeitig die linke Hand unter den Docht, um ihm oder etwaigen Funken daraus den Weg zu dem Pulver abzuschneiden. Dann netzte ich Daumen und Zeigefinger der rechten — und mit einem behutsamen, aber herzhaften Drucke war die Lunte ausgelöscht.«

La Fleur unterbrach sich und schwieg eine Weile. — »Ach, Madame, welch ein Augenblick!« sagte er dann mit bewegter Stimme und setzte sich seitwärts auf den nahen Zuber eines Lorbeerbaumes. Seine Wimpern zuckten. Er zog ein zusammengeballtes

Zeitungsblatt aus der Tasche, riß es auseinander und wischte die Augen damit, um die Thränen zu stillen, die in dicken Tropfen über seine gebräunten Wangen liefen. »Welch ein Augenblick,« schluchzte er; — »ich hatte Tausenden das Leben gerettet!« —

»Guter La Fleur,« sagte die Marquise, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte und ihr gesticktes Sacktuch ihm reichte: »da nimm dieß — guter Mensch — beruhige Dich!« —

»Ja, ich hatte Tausenden ihr Leben, ihren Wohlstand, den Gott ihres Herzens hatte ich ihnen gerettet,« fuhr La Fleur fort, »ich, der von ihnen Allen am wenigsten an diesem Leben hätte verlieren können. Denn mich hungerte und fror in jener Nacht, und ich wußte weder, wo ich für das eine Uebel noch wo ich für das andere Abhilfe suchen sollte. Es war Keiner unter ihnen, der sich um mich kümmerte, der nicht mit herrischer Stimme eine Anzahl ihrer verfluchten Dubbeltjes gefordert hätte, wenn ich gekommen wär', um bei ihm die Streu seines Hundes zu theilen. Ihretwegen hätte der arme La Fleur zehnmal in die Luft fliegen können; aber ich erhielt sie Alle und obendrein die Seele von Holland!«

»Aber, Madame, verzeihen Sie,« sagte er, indem er aufsprang, sich verbeugte und das Sacktuch der Marquise in seinem Busen barg; »verzeihen Sie, es überwältigte mich. Erlauben Sie mir, meine Geschichte zu beenden, und von dem reichen Lohne zu sprechen, der aus dem Füllhorn holländischer Dankbarkeit auf mich niederschauerte. Ich hatte also den Docht verlöscht, und schrie und tobte nun wie ein Rasender; endlich öffnete sich hier ein Fenster, dort der Obertheil einer in der Mitte getheilten Thür, wie man sie in Holland hat; hier wurde eine Schlafmütze, dort eine Nachthaube sichtbar, und das Ufer der Gracht entlang eilten jetzt zwey Nachtwächter mit ihren Leuchten und Spießen herbei, indem sie ihre Doggen zurückhielten, die laut heulend in's Wasser zu springen und mich anzugreifen drohten.«

»Mar Blixum, wat heft gy dar?« rief der Nächste.

»Mynheer,« schrie ich zurück, während ich in meinem Kahne mich wieder nach dem Quai hinarbeitete: »Mynheer, gans Amsterdam heft sullen weren mit Kruit in de Lucht gegoyet!«

»Heer God en de Duivel!« schrien die Nachtwäch-

ter, schrien alle Nachthauben-, alle Schlafmützeninhaber rundum. Dann knarrten Riegel und Thüren auf, halbgekleidete Gestalten stürzten heraus, und sobald ich oben auf dem Quai stand, mußte ich dem zusammenlaufenden Haufen berichten, was ich gesehen und gethan. Dann, während Mehre in Kähne sprangen und die Muthigsten sich scheu der verhängnißvollen Barke näherten, entschlüpfte ich, trat ungesehen in eine der offenstehenden Thüren, tappte einstweilen leise in dunklen Räumen umher, und fand endlich ein Sopha, auf dem ich mich ermüdet und von Kälte durchschauert wie eine Schnecke ineinander zog.«

»Madame, als es Morgen geworden war, da wurde mir mein Verdienst um die Stadt Amsterdam in seiner ganzen Größe klar; denn denken Sie, die junge Vouffrow, der dieß Sopha gehörte, die blaß und sprachlos jetzt vor mir stand, und bald auf den beschmutzten Boden, bald auf meine über ihren Kissen ruhenden Stiefel blickte, die vergab mir, als ich nur erst hatte erzählen können, wer ich sey und was ich gethan in der verflossenen Nacht. Ja, sie verzieh mir, und als ich sagte, ich sey nach Amsterdam gekommen, um einen Dienst zu suchen, ging ihr Ge-

fühl, daß sie eine Pflicht der Dankbarkeit gegen mich habe, so weit, mir eine Stelle in ihrem Hause anzubieten, die ich begreiflicher Weise nicht ausschlug. Doch gereute es mich später. Sie bestrebte sich zwar, immer gütig und freundlich gegen mich zu seyn; aber es konnte mir nicht entgehen, wie sie einen gewissen Zwang sich dabei auferlegen mußte, und meine ganze Erscheinung eigentlich bis zu krampfhaftem Uebelwerden unangenehm auf sie wirkte. Madame, zwischen dem Wohlwollen der guten Dame und mir stand ewig ein Schreckensbild mit feindlich hemmender Gewalt: es war das Bild meiner beschmutzten Stiefel auf den gestickten Sophakissen ihres Visitenzimmers.«

»Für's erste aber stärkte ich mich an dem aufgetragenen Frühstück und nachdem ich mich etwas in meinem neuen Logis umgesehen und einquartirt hatte, ging ich hinaus, um mich nach meinem fliegenden Holländer umzusehen. Die Barke lag am Quai der Gracht; eine große Menge Menschen drängte sich umher, und in der Mitte desselben stand ein Haufen der Stadtknechte, in eifriger Beschäftigung, die Fäßchen abzuwägen, welche man in dem Schiffe gefunden hatte, und die alle bis an den Rand mit gutem

Kanonenpulver gefüllt waren. So wie eines gewogen war, wurde es unter lautem Jubelrufen des süßen Pöbels in die Gracht hinuntergewälzt. Am Ende hatte man eilf und einen halben Centner Schießpulver versenkt.

»Aber, mein Gott, was sollte der hölliſche Anſchlag?« — fragte die Marquiſe.

— »Er ſollte die Börſe in die Luft ſprengen; er ſollte mit einem Schlage den Kredit Holland's vernichten, er ſollte den ſiebzehn Provinzen das Herz aus dem Leibe reißen, und die einſtigen Beherrſcher der Meere und des Welthandels plötzlich wieder ein Volk unbedeutender Krämer werden laſſen — was freilich doch nicht gelungen wäre, denn das Herz kann den Holländern allerdings geſtohlen werden, aber nicht die Pfiffigkeit.«

»Und von wem ging der Plan aus?«—

»Madame, das iſt ein Staatsgeheimniß; man hat es nicht entdeckt, wenigſtens nicht dem armen La Fleur geſagt. — Als ich ſo daſtand, kam ein Mann daher gegangen, dem der Haufen raſch eine Gaſſe machte, durch welche jener gravitätiſch einherſchritt. Er ſteckte in einem alterthümlichen ſpani-

schen Anzuge, und hatte einen Mantel von schwarzem Sammt über die linke Schulter geworfen; darauf prangte ein großer silberner Schild von massiver Arbeit, das Wappen der Stadt Amsterdam vorstellend. Dieß Wappen, Madame, ist sehr gut zu erkennen; es ist ein Kerbholz mit drei Zeichen darauf, wie die gewöhnliche Hieroglyphenschrift der Schenkwirthe; der Schild ist ein goldener Edamer Käse und zu beiden Seiten stehen zwey reißende Seelenverkäufer als Schildhalter. Dieser Mann fragte rechts und links im Volke umher, ob man nicht wisse, wohin der Fremde gekommen sey, der in der Nacht das Pulverschiff entdeckt habe. Als ich das hörte, trat ich vor, machte meine Verbeugung gegen den Herrn und sagte, daß ich mich freue, ihn der Mühe des längeren Suchens überheben zu können, und daß ich selber der Mann sey, welcher in der Nacht das Pulverschiff entdeckt und es unschädlich gemacht habe. Madame, der Mann faßte mich schweigend beim Kragen und führte mich gerades Wegs auf das Stadthuys. Hier wurde ich in ein Vorzimmer gebracht, wo ich nach meinem Namen und wer ich sey, und wie es sich eigentlich mit meiner nächtlichen Entdeckung verhalte, auf's ge-

naueſte ausgefragt wurde; dann mußte ich eine Zeitlang warten, bis mein Führer wiederkam, mir den Hut aus der Hand nahm und ſodann mich am Arme durch eine Flügelthüre in das anſtoßende Gemach ſchob. Es war ein großes Seſſionszimmer. An den Wänden hingen alle die berühmten Admirale und die Schout-by-Nacht, die Statthouders und Borgemeeſters; die ſahen ſo feierlich und dabei ſo grimmig drein, als ob ſie wohl zehntauſend irdene Pfeifenſpitzen in ihrem Leben verbiſſen hätten. Um die grüne Tafel aber ſaß der ganze Rath verſammelt, lauter ungeheure Allongenperücken, unter jeder eine königliche Naſe; den Kopf konnte vor lauter Locken Niemand ſehen. Madame, ich wurde ganz wehmüthig geſtimmt, als ich ſo den Stolz und die Herrlichkeit eines freien Volkes vor mir thronen ſah; aber es war eine freudige Rührung, und ich wurde ſelber ſtolz bei dem Anblick und dachte: imponiren ſie Dir — ſo imponir' Du ihnen wieder; und dabei fiel mir ein, wie ich ja ſelber meine Anſprüche machen könne, und wenn ich auch keine Allongenperücke habe, doch ohne mich die längſte und breiteſte von ihnen allen jetzt vielleicht an der linken Mondſichel baumle. Kurz,

ich machte meine Verbeugung mit einer gewissen nachlässigen Grazie, und richtete mich dann so hoch wieder auf, wie mich die Natur nur hat wachsen lassen wollen. Darauf stand der Burgemeister selbst, Mynheer Wilhelmus Florentius Pompejus van der Does, auf, und hielt eine Rede an mich. Ja, Madame, es ist die lautre Wahrheit, was ich sage; der Burgemeister von Amsterdam, der großmogende Florentius Pompejus hielt eine Rede an mich, worin er die schönsten Stellen vaterländischer Dichter verflocht, so daß sie einen tiefen Eindruck auf mich machte; ihr Inhalt lautete ungefähr: wie daß der Magistrat erfahren habend, daß ich als Fremdling in der Stadt Amsterdam seyend und durch Wachsamkeit und ächte »Dapperheit« ein Schiff voll Schießpulver unter der neuen Börse entdeckend, die Lunte dabei aber zur rechten Zeit auslöschend und so mir sehr ansehnliche Meriten erworben habend um

Het schipryck Amsterdam, voll nauw-behuysde Huysen,
Voll Stock-Visch en voll Kaes, met ses ghewelfde Sluysen,
De rycke Korenschuer van't volkryck Nederland — ꝛc. ꝛc.

mich für würdig anerkennen wolle, in die Chronika der Stadt eingezeichnet zu werden, und solle also

mein Name auf die Nachwelt kommen, wie heute noch Jedermänniglich in den römischen Annalibus von denen lese, welche einst das Kapitolium gerettet: und wie daß der Schatz, den ich erhalten, wohl an die siebenundzwanzig Millionen Gülden in baarem Gelde allein betragend sey, dabei auch noch vieler Menschen Leben ungerechnet, so habe der hochweise Magistrat in Pleno beschlossen, mir eine meinem Verdienste gemäße und würdige Belohnung ausbezahlen zu lassen, was denn hier sogleich geschehe, wogegen ich gar nichts Weiteres zu thun habe, als eine in Duplo vorliegende Quittung zu unterschreiben mit Tauf- und Zunamen und manu propria. — Nachdem nun diese Rede ihr glückliches Ende gefunden und nicht minder zu meinem, als des großen Pompejus Ruhme endlich an ihrem Punktum angefahren, stand einer der Thresoriers der Stadt auf, zog eine Schieblade vor seinem Platze offen und langte eine ganze Handvoll Geld heraus. Davon zählte er achtzehn blanke Dreigüldenstücke, einen etwas beschnittenen, alten Dukaten und zwey einzelne Gülden vor mich auf den grünen Tisch hin. Madame, sie müssen gestehen, daß das viel Haber war für eine kapito-

liniſche Gans. — Nachdem ich nun das Geld eingeſtrichen, die Quittungen unterſchrieben und meine Dankſagung angebracht hatte, wollte ich mit der anmuthigſten meiner Verbeugungen mich entfernen; aber der Burgemeiſter ſtand noch einmal auf und fragte mich, ob ich vielleicht noch eine Bitte oder ein beſonderes Anliegen hätte, ſo dürfte ich es dreiſt ſagen. Ich beſann mich einen Augenblick und faßte dann ein Herz. — Ja, Herr Burgemeiſter, ich hätte wol noch ein Anliegen an Eure Wohlweisheit, und wenn mir das noch nachgeſehen würde, ſagte ich, ſo würde es meine Dankbarkeit für die Stadt Amſterdam überhaupt und für die Wohlweisheit insbeſondere ewig und unvergänglich machen. Mein Anliegen ſey, daß, wenn Mynheer van der Does vielleicht zujüngſt ſolch eine ſchöne Perücke wegen Alters und Unbrauchbarkeit abgelegt habe, er geruhen möge, mir dieſelbe zum Andenken an dieſen Tag zu ſchenken. Mynheer van der Does ſah mich nach dieſen Worten mit einiger zweifelhaften Unſchlüſſigkeit in ſeinem großen, blauen Herrſcherauge an; aber die Anderen alle nickten mir zu und Einer murmelte etwas und ſo war es in Pleno beſchloſſen, daß mir der Burgemeiſter

eine seiner Perücken schenken solle. Madame, ich besitze sie bis auf diese Stunde; und wenn es der Jahrestag meines Amsterdamer Erlebnisses ist, dann setze ich die Allongenperücke des großen Pompejus auf und denke, daß ich der La Fleur bin, der in der Chronika der Stadt Amsterdam geschrieben steht. Um aber dieß Erlebniß selbst zu Ende zu bringen, sage ich nur noch, daß, als ich wieder aus dem Stadthuys hinaustrat, eine große Menge Menschen davor versammelt war, die mich zu sehen verlangten. Sie schwenkten die Hüte, als ich kam und riefen »Hurrah,« und dann »Oranje boven!«*), was ich Anfangs nicht verstand, bis mich Einer mit vieler Aufmerksamkeit in die Rippen stieß und mir bedeutete, das hieße, sie wollten Genever haben, denn sie hatten gehört, ich hätte auf dem Stadthuys unermeßlich viel Geld bekommen. Was sollte ich thun? — ich gab ihnen die beiden einzelnen Gulden hin, worauf sich noch Mehre hinzudrängten und mir mit ihrem »Oranje boven!« so lange das Trommelfell bestürmten, bis ich auch noch mit dem alten, beschnittenen Dukaten hervor-

*) Oranien hoch!

rückte und darauf machte, daß ich zu Hause kam. Madame, dieser und der, welcher mich in Ihre Dienste führte, waren die beiden schönsten Tage meines Lebens.« —

Die Marquise hatte mit großer Aufmerksamkeit La Fleur's Geschichte angehört; als er schloß, sagte sie: »Aber La Fleur, Du bezahlst die Dankbarkeit der guten Holländer doch etwas zu wenig mit gleicher Münze: ich habe Achtung vor Allem, was groß wird mit kleinen Mitteln und eine hohe deßhalb vor diesen Niederlanden.« —

Eine nächtliche Fahrt.

Einige Tage nach dem, an welchem La Fleur die Geschichte seines Amsterdamer Abenteuers erzählt hatte, ereignete sich etwa eine Stunde Weges von dem Landschlosse der Marquise ein Unfall, der zwar nichts besonders Ungewöhnliches hatte, aber darum für den, welchen er traf, nicht minder unbequem war. Es fiel nämlich auf der großen Heerstraße, die nach Paris führte, eine mit zwey Pferden bespannte Postkalesche in den Seitengraben, und zwar so tief in das sumpfige Erdreich hinein, daß der fluchende Postillon seinem Passagier versicherte, er könne ihn mit seinen Kleppern, die müde und alle Viere von sich streckend dalagen, nicht wieder herausbringen. Er wolle froh seyn, wenn er nur die Thiere aufpeitsche, in welchem

Falle Monsieur sich auf den Rücken des einen setzen könne, um nach der nächsten Station zu reiten. Nun war es Abend, und dabei fiel ein starker Regen, der seit Untergang der Sonne angehalten hatte und nur immer heftiger geworden war. Der Fremde stand unschlüssig, ob er den Vorschlag des Postillons annehmen und mit einem tüchtigen Katarrh auf der Station ankommen, oder ob er unter das Verdeck der umgeschlagenen Kalesche zurückkriechen und dort Hülfe abwarten solle. Er war endlich im Begriff, sich für das Letztere zu entscheiden, als in der Ferne zwey Lichter sichtbar, dann das Aechzen und Geklapper einer andern sich ziemlich rasch heran bewegenden Chaise vernehmbar wurden. Sie kam näher und hielt an. Es war ein leichter, auf zwey Rädern ruhender und von einem großen und kräftigen Gaule gezogener Wagen; die beiden brennenden Laternenlichter zur Seite zeigten dem Fremden, daß außer dem Kutscher nur eine Dame darin saß, und nach einem Blicke auf das muthig schnaubende Thier trat er deßhalb heran, erzählte der Inhaberin seinen Unfall und bat um einen Platz in ihrer Chaise.

»Sehr gern, sehr gern, mein Herr,« war die

Antwort, wonach die Dame augenblicklich einige Schachteln und Paquete zur Seite schob, um dem Fremden neben sich Platz zu machen. — »Nur müssen Sie sich gefallen lassen,« fügte sie hinzu, »mit mir nach N. zu fahren, wo ich glaube, Ihnen ein Quartier bei einer sehr geachteten Dame, der Marquise Lamberti, versprechen zu können. Nach der nächsten Poststation kann ich Sie nicht bringen, denn mein Weg führt, wie der Kutscher sagt, sogleich rechts ab.« —

»O, mir ist Alles recht,« versetzte der Fremde, »wenn ich nur ein Obdach finde; der Name der Marquise ist mir übrigens bekannt, und ich hoffe, sie wird Mitleid mit meinem Mißgeschick haben.« — Dann gab er seinem Postillon eine kurze Anweisung in Beziehung auf seine Sachen, von denen er nur ein mäßiges Paquet mit Sorgfalt unter seinen Mantel barg, nahm diesen zusammen und setzte sich zu der fremden Dame in den Wagen, der nun, so rasch es der schlechte Weg erlaubte, weiter in die Nacht hineinrollte.

Die beiden Reisenden schwiegen eine Zeitlang; den Herrn schien sein Unfall in eine schlechte Laune ver-

setzt zu haben, die Dame dagegen die Einfädelung einer passenden Unterhaltung von Jenem zu erwarten. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen; wenigstens so viel, wenn es nicht zu kühn war, bei dem dürftigen Scheine der Laternen es bestimmen zu wollen; übrigens sah sie hübsch und frisch dabei aus, und zählte die Stirn und die Wange, worauf man einige Runzeln entdecken konnte, mehr, so zählten die lebhaft und nicht ganz angenehm funkelnden Augen gewiß weniger. Der fremde Herr schien um ein Geringes älter; obwohl er sehr einfach und dunkel gekleidet war, lag in seiner Haltung, in seiner Sprache etwas Gewandtes und Vornehmes; eine bessere Beleuchtung hätte auf seinem Gesichte die Merkmale einer nachdenklichen und zugleich lebhaften Gemüthsart gezeigt. — Er hatte, um die Dame nicht mit seinen nassen Kleidern zu belästigen, sich in die Ecke des Wagens gedrückt. Nach einer Weile fühlte er, an dem verstärkten Drucke, den vor und nach bei den Stößen des Fuhrwerks seine rechte Seite bekam, daß seine Bescheidenheit überflüssig gewesen. Noch eine Weile, und die Dame, die bisher mehre Zeichen der Unruhe gegeben, begann das Gespräch.

»Ein recht komiſcher Zufall!« — ſagte ſie. Der Fremde ſchien ſie Anfangs nicht zu verſtehen; dann verſetzte er: »Freilich, doch mehr noch eine große Güte von Ihrer Seite.« —

— »O ich bitte Sie, mein Herr,« entgegnete die Dame, indem ſie wieder etwas näher rückte; »es hat mich außerordentlich gefreut; es iſt ſo öde und ſchauerlich des Nachts draußen — und dann ſo allein zu ſeyn mit einem Kutſcher — es iſt unangenehm für eine Dame, mein Herr. Und doch wollte die Marquiſe, daß ich in der Nacht ankommen ſollte. Kennen Sie die Marquiſe, mein Herr?« —

»Dem Namen nach.«

»Sie ſind alſo wol nicht aus dieſer Gegend?«

»Ich komme von Indien,« ſagte der Herr; »ich war mehre Jahre dort.«

»Aus Indien? ach aus Indien, dem Lande der Wunder, dem Lande der Mährchen, der Heimath Othello's und Marko Paolo's! ei, das iſt allerliebſt, Sie ſollen mir von Ihren Reiſen in Indien erzählen!« — Die Dame hüpfte vor Freude von ihrem Sitze auf und klatſchte mit den Händen.

Der fremde Herr ſtutzte etwas über die kindliche

Lebhaftigkeit seiner Gefährtin, die doch ihren Jahren nach eine ganz gesetzte Person zu seyn schien; dann sagte er etwas trocken: Othello war ein Mohr und Marko Paolo ein Venetianer.«

»Ha, ha, ha,« lachte die Dame, »sehen Sie, das geht mir immer so, aber sagen Sie mir, woher kommt das wol, daß ich immer die Begriffe durcheinander werfen muß, wenn ich irgend einen Namen, einen Klang höre, der mich bewegt, sehen Sie, dann erblicke ich gleich eine neue Schöpfung, eine ganz glänzende Welt vor mir ausgebreitet; und Gestalten, die vielleicht gar nicht dahin gehören, die aber für mich etwas Grandioses haben, an deren Herz ich einmal meine Gedanken schmiegte, bevölkern diese Welt, ich sehe sie dann vor mir, als ob ich bis in ihr Herz mit seinen Freuden und mit seinen wunden Stellen blicken könnte.«

»Madame,« sagte der fremde Herr etwas sarkastisch, »thun Sie diese Frage, um eine Antwort darauf zu erhalten?«

»Nun gewiß!« versetzte die Dame kleinlaut.

»So würde ich mir erlauben, die Vermuthung auszusprechen, daß Sie ihren Geist zu wenig daran gewöhnt

haben, mit Aufmerksamkeit die unterscheidenden Merkmale der Gegenstände aufzufassen.«

»Ach, Sie verstehen mich nicht,« sagte die Fremde mit einem Seufzer, und zog sich in die Wagenecke zurück; »es ist traurig; vielleicht sind zwey Herzen dazu geschaffen, sich einander die Last des Lebens leichter zu machen, und schon beim ersten Zusammentreffen — verstehen sie sich nicht!«

Der Herr glaubte, die Dame, der er so viel Dank schuldig war, verletzt zu haben, und setzte deßhalb in freundlichem Tone das Gespräch fort; er erzählte von seinen Reisen in Indien, seinen gelehrten Forschungen dort, und von dem Werthe, den ihre Veröffentlichung für die Wissenschaft haben dürfte.

»Sie sind unverheirathet?« sagte die Dame.

»Ja, Madame.«

»Ach,« fuhr sie fort, indem sie ihre Hand auf die seine legte, »Sie sind zu gut, um dann glücklich seyn zu können.«

»Nun, weßhalb nicht?«

»O, es ist so süß, Jemanden zu haben, dem man sein Alles, seine ganze Seele opfern kann, den

man, ihm selbst zum Trotz, wenn er auch noch so mürrisch drein blickt, Alles so recht wol und bequem um ihn her macht, daß er innerlich doch ganz glücklich ist. — Ich hatte einst einen Gatten,« fuhr sie fort — »der arme Teufel,« dachte der Fremde. — »zwar er verstand mich nicht, seine Natur war der meinen untergeordnet, und doch sehne ich ihn mir zurück, wie mein Lebensglück.« —

»Ist er todt?«

»Ja, mein Herr, er hat ein schreckliches Ende gefunden; er ist in Amsterdam von einer mit Pulver geladenen Barke, in welche, ich weiß nicht, ob durch Zufall oder Böswilligkeit, Feuer gebracht war, in die Luft gesprengt worden.« —

»Schreckliches Geschick!« sagte der Herr mit vieler Theilnahme. — »Er hatte mich verlassen,« erzählte die Dame weiter, »denn seine Lebhaftigkeit zog ihn in die Fremde, die er von Jugend an sich gewöhnt hatte, zu durchstreichen. Es war Unrecht, daß er mich so leichtsinnig verließ und nicht dafür sorgte, daß ich über sein Wohlergehen in der Ferne beruhigt blieb; und doch sähe ich ihn so gern nur einmal noch

in meinem Leben wieder! Er war so gut, so harmlos wie ein Kind; er hatte nur einen Fehler; er war schrecklich eifersüchtig, mein Herr. Als er fort war — was sollte ich beginnen? ich war gezwungen, dem Berufe zu folgen, den mir die Natur, wie ich glaube, seit je gegeben hatte. Ich ward Künstlerin.«

»Malerin vielleicht?« fragte der Fremde.

»Nein, mein Herr, ich ward dramatische oder besser mimische Künstlerin; ich trat in den Tempel Thaliens.«

»Ich glaube, die Göttin war mir hold; und doch habe ich es vorgezogen, dem Wunsche meiner Eltern zu folgen, die von der Marquise Lamberti gebeten waren, mich, als ihre Gesellschafterin glaube ich, ihr zu überlassen; sie hat die Sorge für meine Zukunft übernommen, obwol ich sie nicht kenne, sie nie sah.«

Der Wagen fuhr in eine Allee von hohen Pappeln ein, an deren Ende man das Schloß der Marquise weiß durch die Nacht schimmern sah; in der Mitte der Allee überholte er ein anderes Gefährt, das langsam von zwey Ochsen fortgezogen wurde;

es war ein gewöhnlicher Bauernwagen, über dem irgend ein großes Stück Tischler- oder Zimmermannsarbeit, wie es schien, gepackt war. Der Treiber ging nebenher, oben auf stand unter einem ausgespannten Regenschirm, eine Laterne in der Hand, eine männliche Gestalt, die trotz der weitgespreitzten Beine, einige Mühe zu haben schien, sich bei den Bewegungen des Wagens in ihrer Stellung zu erhalten.

»Fort, fort, fort,« rief sie dem Treiber zu — es war die Stimme unseres Freundes La Fleur — »treib Deine Seekälber fort, die zu glauben scheinen, dieß Meer von Wasser, das vom Himmel strömt, sey für uns so angenehm wie für sie. Ei, was für eine Chaise rumpelt daher? halt einmal, halt, laß mich sehen, wer darin ist.« — La Fleur streckte die Laterne vor; der Einspänner fuhr rasch vorbei. — »Ha, sagte er, klassischer Wagenführer und Mann des Rindvieh's, sahst Du das? in dem Wagen saß ein schwarzer Mann; ein ganz schwarzer, auf meine Ehre, und schwarz bedeutet einen Abbé. Juchhe, La Fleur, der Abbé fehlte nur noch: Alles gut, Alles gut. Jetzt lenke links ab, da links in dieß offene

Gartenthor. So, wir sind gleich an Ort und Stelle.« — Der Wagen verschwand seitwärts im Gebüsche. Die Chaise war unterdeß auf dem Schloßhofe angekommen und hatte ihre Ladung dem Innern des Gebäudes übergeben.

Der Triumphbogen.

Seit der Ankunft La Fleur's auf dem Schlosse der Marquise Lamberti erinnerte sich Niemand, ihn so früh auf den Beinen gesehen zu haben, als am folgenden Morgen. Er lief aus seinem Zimmer, das er ängstlich verschlossen hielt, in den Garten, aus dem Garten in sein Zimmer; man war gewöhnt daran, ihn seinen eigenen und besonderen Beschäftigungen folgen zu sehen, und gab sich deßhalb nicht die Mühe, seine Schritte auszukundschaften; vielleicht gab es auch noch einen andern Grund, daß Alle ihn ungestört ließen, außer Jacques, dem Jäger, der zwar auch seinen Gängen nicht folgte, aber doch immer mit einer pfiffigen Miene draußen hinter den Taxuswänden umherstrich. Aber der Grüne hatte einen andern Gegenstand im Auge, als La Fleur's

Arbeiten; die Thüre der Gloriette nämlich. Der Letztere bekam den Einfall, sich ein Geräth, das er bedurfte, daraus zu holen, und näherte sich ihr, als Jacques mit langen Sprüngen herbeieilte und sich wie eine Schildwache vor den Eingang des Gartenhauses stellte.

»Ist verschlossen, Monsieur La Fleur,« sagte Jacques, »von wegen der Fledermäuse, die darin fliegen.«

»Fledermäuse, was? — Laßt mich hinein, ich soll ein Buch für die Marquise herausholen.«

»Madame sitzt oben mit dem fremden Herrn und denkt nicht an das Buch,« sagte Jacques.

»Ei, ei, Maitre Jacques, also da habt Ihr die Dame versteckt, die ich gestern Abends in der Chaise mit dem Abbé ankommen sah und von der Niemand etwas wissen will? Hört, Maitre Waldungeheuer, laßt mich hinein; wenn Euer Schatz da d'rin steckt — vor mir könnt Ihr sicher seyn, bei meiner Ehre; kommt Jacques, seyd nicht eifersüchtig.«

Jacques sah mit höchst verächtlichen Blicken auf La Fleur nieder und entgegnete kein Wort.

»Jacques,« fuhr der Letztere nach einer Weile fort:

»wir sind immer gute Freunde gewesen; ich kann wol sagen, sehr gute Freunde; o, wenn Ihr gehört hättet, wie oft ich eine Gelegenheit ergriff, Euere außerordentliche Geschicklichkeit im Tödten des Wildes Madame in Erinnerung zu bringen; sehen Sie, Frau Marquise, sag' ich immer, das hat wieder Maitre Jacques, der Teufelskerl, geschossen; es ist, als ob er eine Freikugel hätte; noch neulich, bei der großen Trappe, die wir hatten, sagte ich, wie die Kugel da hübsch . . .«

»Ei was Kugel,« murrte Jacques, »sie war mit Rehbolzen geschossen.«

»Thut nichts, Jacques; aber eine Hand wäscht die andere, so viel ist gewiß; ich bitte Euch, laßt mich ein, liebster, bester Freund; König aller Waidmänner, öffne mir — Du willst nicht? Ich beschau' mir doch Deinen Schatz, alter Drache, wart' nur,« sagte La Fleur, sprang davon und kletterte mit der Schnelligkeit einer Katze auf einen nahen, noch jungen Pflaumenbaum, von dessen Aesten herab er den zweyten, allein bewohnbaren Stock der Gloriette durch die Fenster überschauen konnte.

»Ha, ha,« rief er oben triumphirend aus: »rich-

tig, ich seh' ihn schon, den Drachengespons, das Waldungeheuerweibchen, die Maitre-Jacques'sche Bereicherungsanstalt der Naturgeschichte; den Zipfel seiner Nachthaube wenigstens seh' ich; ein weibliches Kleidungstück, das man nicht nennt und — alle Teufel, halt, halt! o lieber, bester Jacques, nehmt Raison an — Jacques, Jacques! ich scherzte ja nur, wir sind ja gute Freunde — lieber Jacques!« —

Diese veränderte Redeweise La Fleur's war durch den Umstand veranlaßt, daß Maitre Jacques hinzugesprungen war und mit der ganzen Kraft seiner dunkelbraunen Fäuste den Stamm des Baumes zu schütteln anfing, bis der Wipfel, dem La Fleur ziemlich nahe saß, hin und her wogte, als peitschte ihn ein Orkan.

»O lieber Gott, ich zerbreche mir den Hals,« seufzte La Fleur, indem er nieder zu klettern versuchte: »wart' nur, Schlingel!« — Er fuhr mit Blitzesschnelle an dem glatten Stamm herab.

»Maitre Jacques, wie konntet Ihr so an einem Manne handeln,« sagte er dann, als er wieder auf seinen Füßen stand und tief Athem geschöpft hatte: »an einem Manne, der so berühmt ist, daß er in

der Biographie von Amsterdam steht? — Pest! Das war nicht schön gehandelt gegen den wolmeinenden Freund; und wenn Ihr nicht ein Mensch wäret, der mit Büchsen umzugehen weiß und keinen Spaß versteht, ich schösse mich mit Euch.«

La Fleur ging nach diesen Worten mit großer Indignation ab, und setzte seine vorigen Beschäftigungen fort, die ihn den ganzen Tag über in Anspruch nahmen. So war es Abend geworden; die Marquise saß in ihrem Wohnzimmer vor dem flammenden Kaminfeuer, ihr gegenüber der fremde Herr, welcher am vorigen Abend angekommen und nicht allein die Nacht über gastlich aufgenommen war, sondern von der Marquise eine so dringende Einladung erhalten hatte, einige Tage zu bleiben, daß es ihm unmöglich gewesen, sie auszuschlagen. Er hatte auf einem kleinen Tische, der vor ihm stand, ein Convolut Manuskripte ausgebreitet und blätterte darin.

»Ich bitte, lesen Sie, Herr Abbé,« sagte die Marquise: »die erste beste Stelle, die Sie finden; ich interessire mich mehr, als Sie glauben, für Ihren Stoff und glaube, Sie leiden nicht an der gewöhnlichen, übeln Eigenschaft gelehrter Herren, uns Damen eine

gar zu große Einfalt und Verstandesschwäche, ihrer Weisheit gegenüber, zuzuschreiben.«

»Madame,« versetzte der Abbé: »von mir würde es doppelt unverzeihlich seyn; ich habe Mistriß Draper gekannt, und das muß hinreichen, um mich eine Verehrung für Ihr Geschlecht empfinden zu lassen, die vielleicht meinem eigenen Unrecht thut. Aber ich will Sie dennoch nicht mit meiner zwölfbändigen Geschichte der Kolonien behelligen; erlauben Sie mir nur, ein Blatt aus meinem Tagebuche vortragen zu dürfen, das eben Mistriß Draper zum Gegenstande hat.«

»Ach ja, ich nehme den wärmsten Antheil an Ihrer indischen Freundin.«

»Frau Marquise, Sie haben Sie nicht gekannt; meine Schilderung wird Ihnen übertrieben, ich selbst mag Ihnen nichts als ein Thor scheinen, der die Rücksicht vergißt, die er seinem Stande schuldet. O, Sie würden grausam irren; es wäre nicht möglich gewesen, ihr gegenüber zum Thoren zu werden. Und ich beginne, weil es zu süß ist, den Gott, den man selbst im Herzen trägt, sich mit all seinem Glanze auch in einem fremden Busen spiegeln zu sehen.«

Der Abbé nahm eines der Blätter seiner Manuskripte. — »Es ist,« sagte er, »wie ich schon die Ehre hatte zu bemerken, eine Stelle meines Tagebuchs; doch werde ich sie mit einigen Veränderungen als Episode in meine »philosophische Geschichte der Niederlassungen der Europäer in beiden Indien« verflechten.« Er las: — »Gebiet von Anjinga, Du selbst bist nichts, aber Mistriß Draper ward auf Dir geboren. Einst werden diese blühenden Niederlassungen nicht mehr seyn; das Gras wird sie bedecken, oder der gerächte Indianer wird auf ihren Trümmern seine Wohnung gebaut haben, ehe einige Jahrhunderte verflossen sind. Aber wenn meine Schriften einige Dauer haben, so wird der Name Anjinga im Gedächtniß der Menschen bleiben. Die, welche die Stürme an diese Küste treiben, werden sagen: hier ward Mistriß Draper geboren; und wenn ein Brite unter ihnen ist, wird er schnell mit Stolz hinzusetzen: und sie ward geboren von englischen Eltern.« —

Der Abbé hielt ein und sah mit einem verdrießlichen Blicke nach der Thür, deren Aufgehen ihn unterbrach. Dann stand er auf und begrüßte respektvoll den eintretenden Herrn, der sehr fein angezogen war,

einen Stahldegen und eine große, wirklich sehr große Allongen-Perücke trug.

»Du, La Fleur?« sagte die Marquise.

»Ich, Madame, der sich Ihnen mit einer demüthigen Bitte naht,« versetzte La Fleur, indem er durch eine tiefe Verbeugung seine Locken über die Brust herabrieseln ließ. — »Ich glaube, es ist mir gelungen, Ihnen eine kleine Ueberraschung vorzubereiten, die Sie vielleicht mit einiger Genugthuung aufnehmen. Wäre das der Fall, Madame, so würde der heutige einer der glänzendsten Festtage meines Lebens seyn; und deßhalb sehen Sie mich in diesem Kostüme; ich glaubte, an dem Tage, wo es seiner Gebieterin einen angenehmen Augenblick durch seine schwache Erfindungsgabe verschafft, sey mein armes Haupt nicht unwürdig, in der Staatsperücke des großen Pompejus van der Does zu prangen.«

»Nun, was hast Du denn?« fragte lächelnd die Marquise.

»Ich muß Sie bitten, mir gnädigst einige Schritte weit in den Garten folgen zu wollen.«

»Gern; aber geh' und hole mir Tuch und Hut.« — La Fleur ging. Die Marquise klingelte. Margue-

rit trat ein. — »Im Augenblick rasch zu Jacques,« befahl die Marquise dieser und setzte leise einige Worte hinzu. Marguerit verschwand; La Fleur trat wieder ein und stand eine Zeitlang auf heißen Kohlen, weil ihm schien, daß die Marquise ihre Entschuldigungen gegen den Abbé, ihn auf eine kurze Zeit verlassen zu müssen, übermäßig lang ausdehnte. Endlich nahm sie den Hut aus seinen Händen, ließ sich in den Shawl hüllen und folgte ihm. La Fleur schritt mit einer Laterne voran; er führte die Marquise durch den Garten auf das Bosquet zu, durch dessen herbstfalbe Zweige sie aus der Ferne viele Lichter schimmern sah. An dem Epitaphium seiner verklärten Frau löschte La Fleur die Laterne aus und führte die Marquise dann durch das Dunkel weiter, etwa dreißig oder vierzig Schritte noch, bis sie am Orte der intendirten Ueberraschung angekommen.

Was die Marquise nun zuerst sah, war eine aus zwey Fackeln und mehren Lämpchen bestehende Illumination, die ihre Schimmer und grellen, flackernden Lichter auf die Zweige und Wipfel der Umgebung warf, daß es in der That recht hübsch anzusehen war. Sodann sah die Marquise eine Mauer von etwa zwölf

Fuß Höhe queer über den breiten Sandweg gezogen, der durch das Bosquet hinlief; die Enden der Mauer waren unsichtbar und in dem Gebüsche verborgen; in der Mitte aber war sie gewölbt, so daß sie einen hohen Thorweg bildete, der durch eine weiß angestrichene, große, aus zwei Flügeln bestehende Thür verschlossen war. Ich sage, weiß angestrichen; aber das war nicht der einzige Schmuck dieses an und für sich einfachen Stückes von Tischlerarbeit. Beide Flügel waren nämlich rundumher mit schönen goldgepreßten Papierstreifen wie mit Leisten beklebt, in der Mitte des ganzen Thores aber glänzte ein, aus demselben Stoffe zusammengelegtes, großes, flammendes Herz, das ein kolossaler Pfeil durchbohrte. —

»Ei, La Fleur, das ist in der That schön, sehr schön, und ich freue mich recht darüber,« sagte die Marquise. »Nur möchte ich freilich wissen, welchen Gedanken Du damit verknüpft hast?«

»Madame, Sie erkennen es nicht wieder? sagt Ihnen die Ahnung Ihres Herzens nichts?«

»Nein, La Fleur, es sagt mir gar nichts.«

»So muß ich die Stelle Ihres Herzens vertreten; — o könnte ich es immer, Madame!« sagte lächelnd und

bei seiner Verbeugung die Arme über die Brust faltend La Fleur. — »Sehen Sie, dieses Thor gehört der Weltgeschichte an, obwol einst Monsieur Dessein, dem Wirthe in Calais; er schloß seine Remise, die Remise, hinter welcher Lorenz Sterne einen Wagen suchte. Madame, es ist das Thor, vor welchem Sie Hand in Hand mit Yorick standen!« —

Die Marquise war in der That überrascht; sie wechselte die Farbe, wandte sich und ging schweigend in dem Gebüsche auf und ab. La Fleur stand und beobachtete sie. Nach einer Pause kehrte sie zurück. Es lag ein großer Ernst in ihren Zügen.

»La Fleur,« sagte sie, »Du hast mir eine Freude gemacht, die es mir doppelt ist, weil ich sie Dir lohnen kann. Du bist ein guter Mensch, und ich bin in der That glücklich, auch Dich recht bald wieder froh zu sehen; Gott sey Dank, daß es mir gelungen ist. Daß Du mir eine Art Triumphbogen oder etwas dergleichen aufbauen würdest, sieh, das hatte ich erfahren und darauf meinen Plan, Dich zu überraschen, gebaut. Da, geh hin, tritt näher hinan.« —

La Fleur stellte sich voll gespannter und freudiger Erwartung vor das Thor, und kniff die Augen zu, um

sich den Anblick seiner Ueberraschung auf einmal zu geben.

»Jacques!« — rief die Marquise mit lauter Stimme.

Die Thorflügel begannen sich zu rühren, das schöne Herz mit dem durchbohrenden Pfeile riß der Länge nach mitten entzwey, so daß ein Stück der Flamme nach Osten, das andere nach Westen fuhr; die Pforte klaffte sperrangelweit offen, La Fleur riß eben so weit die Augen auf — und — und unter dem Bogen stand, wie ein Bild im Rahmen — wer anders, als die verklärte Anna, als Anna La Fleur, die ihre Arme dem Gatten entgegenstreckte, mit dem Ausruf: »O mein Martin!« —

»Pest!« sagte La Fleur und stand wie angenagelt. Seine Frau lag an seinem Halse: — »O welch' Uebermaaß von Seligkeit, rief sie aus, »Du lebst, Du lebst, Du bist nicht in die Luft geflogen!« — »Hätte große Lust dazu,« sagte er leise; »zerreiß mir nur die Perücke nicht: — ach, Du angebetetes Weib,« schrie er dann und entwand sich ihr, um vor der Marquise niederzuknien: — »Frau Marquise, wie soll ich Ihnen danken?!« —

Die Marquise zerdrückte still eine Thräne der Rührung in ihren Wimpern und ging fort, die beiden Glücklichen allein zu lassen.

La Fleur hätte kein Franzose seyn müssen, wenn er nicht mit so viel sauersüßer Galanterie, wie er es nur über sich vermochte, seine Frau aufgenommen hätte; sie lebte ja nun einmal und deßhalb war es mit dem Marquisenthum ohnehin nichts. Auch gegen seine Gebieterin zeigte er alle mögliche Dankbarkeit; sie hatte es ja so gut gemeint; sie war ja unerschöpflich in ihrer Großmuth gegen das neuvereinigte Paar, dem sie eine hübsche Wohnung in ihrem Schlosse anweisen ließ und überdem versprach, für immer seine Zukunft sicher zu stellen, damit La Fleur nie wieder seine angebetete Anna darben sehe. Und doch, auch der gutmüthigste Mensch hat einen Fleck, wo er verwundbar ist; La Fleur fühlte den seinen durch die Ueberraschung, welche ihm die Marquise bereitet hatte, berührt, und eine kleine Rache konnte er sich nicht versagen. Als er am andern Morgen Madame und dem Abbé die Chokolade servirte, hörte er Jene sagen:

»Ihre Freundin, Herr Abbé, flößt mir nach

Ihren Schilderungen ein Interesse ein, welches mich lebhaft wünschen läßt, sie gekannt zu haben. Aber sie war ein Wesen höherer Art, das der Himmel neidisch der Erde entzogen hat. Doch werden Sie mich durch Alles, was Sie mir von ihr mittheilen, dankbar machen.«

»Madame,« sagte La Fleur, indem er ein kleines Buch aus der Tasche zog: »wenn ich mich unterstehen darf, Sie zu unterbrechen, hier ist eine Sammlung von Liebesbriefen an die Dame, von der Sie reden; sie ist vor einigen Monaten in London von einem ungenannten Herausgeber veröffentlicht worden und meine Anna hatte sie in ihrem Besitze. Mistriß Draper hielt sich nämlich ihrer Gesundheit wegen eine Zeit lang in England auf und hier lernte der Verfasser dieser Briefe sie kennen.«

»Liebesbriefe, sagst Du, La Fleur?« fragte die Marquise, indem sie die Hand nach dem Buche ausstreckte.

»Ja, Madame, sie haben sehr das Ansehen davon; doch prüfen Sie selbst.« — Er reichte ihr das Buch.

»Was, Yorick's letters to Eliza — Briefe Sterne's an sie?

Sie erbleichte, stand auf und stellte sich an das Fenster, um zu blättern. Als La Fleur den Ausdruck ihres Gesichtes sah, that ihm seine Rache leid. — Aber es hätte ihr ja doch nicht länger verborgen bleiben können, sagte er sich; es ist ein Wunder, daß der Abbé noch nichts von Eliza's Verhältniß zu Sterne erzählt hat; doch der scheint berauscht von seinem eignen zu ihr! —

Yorick's letters to Eliza! — Das stand leserlich auf dem Titel, der unter den Händen der Marquise zitterte, und die Briefe selbst schienen den Ergüssen einer wirklichen Leidenschaft so ähnlich, wie ein Wassertropfen dem andern. Also Eliza war ein wirkliches Wesen, und das Herz des empfindsamen Reisenden zu Calais war längst vergeben, als die Marquise ihn kennen lernte! Madame Lamberti verwünschte im ersten Augenblick alle koketten Weiber, sowohl dieser als der jenseitigen Hemisphäre, im zweyten den blumenreichen Abbé ihr gegenüber mit dem ganzen Gebiet von Anjinga und allen europäischen Niederlassungen in reiden Indien obendrein; im dritten

endlich sich selbst mit all' ihrem Sehnen, all' ihren Illusionen.

Aber diese Stimmung konnte keine lange Dauer haben. Sie fühlte, daß eine Lücke in ihre Existenz gekommenn sey, welche ausgefüllt zu werden verlangte. Der Lückenbüßer war nahe; es war der Gast ihres Hauses, der berühmte Geschichtschreiber Rainal. Sie schwärmte für den Liebenden; er schwärmte für die Geliebte. Was war natürlicher, als daß zwischen Beiden die Brücke zu einer dauernden Freundschaft dadurch aufgebaut wurde und daß sie von jetzt an zusammen schwärmten? —

Das Banquet auf Chicksand-Castle.

Unter den Adelsfamilien Englands war im siebzehnten Jahrhundert eine der begütertsten und angesehensten die der Osbourne von Chicksand in Bedfordshire. Sie verdankte viel ihres Glanzes zunächst der treuen Anhänglichkeit, welche sie immer der Dynastie der Stuarts bewiesen hatte. Als im Jahre 1648 König Karl I. auf der Insel Wight gefangen saß, hielt sich der Chef des Hauses, Sir Peter Osbourne, mit seiner Familie dort in der Nähe des entthronten Monarchen auf, trotz der nicht geringen Gefahr, die ihm ein solches offenes an den Tag legen seiner Gesinnung drohte. Bei der Restauration der Stuarts hatte er freilich keine Ursache, dieß Wagniß seiner Loyalität zu bereuen; desto unzufriedener aber war der Baronet von Chicksand mit der Vertreibung Jakobs II. und der Usurpation des

Throns durch den Holländer, wie Sir Peter Wilhelms von Oranien Gelangung zur englischen Krone nannte. In einem Alter von 84 Jahren hatte er mit seiner Körperkraft noch ganz die alte, starre Unerschütterlichkeit in seiner einmal gefaßten Ansicht der Dinge, so wie jene Lehnstreue und ritterliche Ehrenhaftigkeit bewahrt, die ihn einst das Gefängniß seines angestammten Monarchen in Hurst-Castle auf der Insel Wight hatte theilen lassen. Er blieb in steter Verbindung mit dem Hofe des vertriebenen Jakobs in St. Germain, und zwey Glieder seines Hauses, Gunstone und Ironside, waren die Unterhändler, welche Weisungen, Botschaften und Plane des frühern Königs an die, besonders in Irland zahlreiche Partei der mit den Resultaten der Revolution von 1688 Unzufriedenen überbrachten und dort neue Anhänger für die exilirte Dynastie anzuwerben suchten. Schon einmal hatte König Wilhelm durch die siegreiche Schlacht am Boynefluß eine Empörung gegen seine Krone in Irland bekämpfen müssen; aber waren auch die Unzufriedenen und ihr französisches Hilfskorps damals auf's Haupt geschlagen, so wußte man doch, daß sich neue Erhebungen im Stillen vorbereiteten; und

deßhalb hielt auch die Regierung des Oraniers fortwährend ein wachsames Auge auf alle Bewegungen in diesem Lande.

So kam es, daß einst dem Carl von Portland, König Wilhelms Premierminister, Nachricht von dem verdächtigen Erscheinen zweyer Anhänger der Stuarts im Süden Irlands gegeben wurde; darauf folgten mehre Briefschaften, deren man sich bemächtigt hatte, als man sie in dem Schlosse eines irischen Landedelmanns beherbergt wußte und dort zu verhaften beabsichtigte; sie waren den Dienern der Regierung durch die Flucht entkommen, eine Liste der Verschworenen hatte der Schloßherr verschluckt, die ergriffenen Papiere aber waren hinlänglich, um gegen die Esquires Gunstone und Ironside Osbourne von Chicksand den vollen Beweis des Hochverraths zu liefern.

Das Urtheil, welches die Bench des strengen Königs Wilhelm über sie sprach, war ungewöhnlich hart. Nicht nur befahl es die Verbrennung der Bildnisse der beiden Beleidiger der Majestät, welche man auf französischem Gebiete in Sicherheit glaubte, sondern es sprach zugleich gegen die ganze, seit Langem

verdächtige Familie der Osbourne das Auslöschen ihres Namens in dem Adelsregister der Monarchie und das Zerschlagen ihres Wappens durch Henkershand auf öffentlichem Markt vor dem Heroldsamt zu London aus. Der König war damals auf einem Feldzuge in Flandern abwesend; er würde sich seines Freundes, Sir William Temples, Verwandschaft mit den Osbourne wahrscheinlich erinnert und die Sentenz gemildert haben: so aber befahl der Graf von Portland die Execution.

Als der Bote der Kingsbench, begleitet von dem Sheriff der Grafschaft Bedfordshire und zwey Konstablern, mit dem Urtheil in der Halle von Chicksand-Castle vor dem Baronet Sir Peter stand und ihm die verschnörkelten, krausen Perioden seines Briefs vorgelesen hatte, hielt es Anfangs schwer, dem alten Schloßherrn begreiflich zu machen, was man von ihm wolle; dann aber ergrimmte er in schäumender Wuth und hieß die Boten der Justiz in die Halseisen vor seinem Burgthore schließen, bis sie das ganze Pergament mitsammt dem rothen Siegel und seinen Riemen verzehrt hätten, — da er leider den »Holländer« nicht habe, um es ihn wie einen Eda-

mer Käse schlucken lassen zu können; und als sein greiser Haushofmeister ihn beruhigen wollte, flog dem ältesten Diener seines Hauses ein schwerer Krükkenstock, wie von einer herkulischen Kraft geschleudert, an den Kopf, daß jener blutend zu Boden sank. Nach diesem Ausbruche seines Zornes fiel der Baronet in einen Zustand, in dem er wie leblos, mit stieren Augen vor sich hinschauend, in seinem Armsessel lag, ohne Bewegung, ohne zu athmen, wie es schien, aber auch nicht ohnmächtig, denn er wehrte unwillig diejenigen ab, welche sich näherten, um ihm beizuspringen. So saß er mehre Stunden, die Blicke stier und gläsern auf das gemalte große Fenster seiner Halle richtend, wo in der Mitte das Wappenschild, ein springendes Einhorn, darüber als Zimier die blutende Hand der Baronets, in bunten Farben glühte; so saß er, bis die scheidende Sonne in den Scheiben blitzte und einen blutigrothen Schein hauchte auf das bleiche Antlitz des Greises mit den stieren, hervorquellenden Augen, den tiefen, wie gezackten Zügen und Furchen, und dem langen, weißen Barte, der bis zu der blanken Silberspange des Wehrgehenkes hinabhing.

Seine Söhne und Enkel, unter ihnen Gunstone und Ironside, die sich in Chicksand-Castle verborgen hielten, eine Schaar kräftiger Gestalten, standen um ihn her. In ihren Gesichtern lag mehr Grimm und Verzweiflung, als stille Wehmuth, daß das ehrwürdige Haupt ihres Hauses seinen Geist auszuhauchen und von ihnen zu weichen drohe mit den Lichtstrahlen des weichenden Tages, während das erschütternd verzerrte Antlitz des Greises noch aus seiner Ohnmacht heraus wie mit dem »bösen Blick« Verderben drohte. Ueber ihren Häuptern wehten leise flatternd, wenn das neugierige Dienstvolk die Thüre der Halle auf- und zuschloß, drei zerfezte Banner, zwey schottische, darunter eines von der Hand der Königin Margaretha gestickt, und ein französisches, das ein Osbourne unter dem schwarzen Prinzen heimgebracht hatte. Sie waren befestigt über Schildern und Tartschen, die an den Pfeilern hingen, und bildeten, an den Stirnen ausgemeißelter Pferdeköpfe befestigt, ein riesiges Horn, den Stolz und das ruhmbedeckte Wahrzeichen der Familie, das jetzt die Hand eines Henkers zerschlagen sollte; es war, als ob ein

Schauder die bestäubten Sammtlappen mit den verblichenen, goldenen Fransen durchrieselte.

Plötzlich sprang der Schloßherr, nachdem er einen Seufzer ausgestoßen, der fast tiefem Todesröcheln glich, in die Höhe, wie von neuer Springfederkraft in seinen Gliedern gestählt, und wies mit herrischer Stimme die Diener hinaus. Dann wurde ein Familienrath gehalten und nach einiger Zeit ein Knecht abgesandt, einen Notar aus dem Landstädtchen Chicksand herbeizuholen. Der Baronet aber wanderte selbst und allein den Bergabhang, worauf sein Schloß lag, mit rüstigen Schritten hinab und verlor sich in Dämmerung und das Dunkel seiner Waldungen, die unten die Thalebene bedeckten.

Die Gegend war unbewohnt nach der Seite hin, auf viele Meilen Weges; nur eine zerstörte Kapelle lag dort und die einsame Hütte eines alten Weibes, das wahrsagte und mit allerlei Tränken für Menschen und Vieh, giftigen und gesundenden, die sie aus Kräutern und zerriebenen Metallen braute, ihr Wesen trieb; sie dankte dem Baronet ihr Leben, denn er hatte sie einst mit mächtigen Faustschlägen einem Pöbelhaufen abgejagt, der sie ersäufen wollte.

Es war tiefe Nacht fast, als der herbeschiedene Notar, gefolgt von zwey Nachbarn, die ihm als Zeugen bei den Verhandlungen seiner jurisdictio voluntaria zu dienen pflegten, den Weg nach Chicksand-Castle hinaufstieg. Die Sterne glänzten wie in reichen Dolden herab, daß man deutlich das schwarze Gemäuer von Chicksand-Castle mit dem gewaltigen, runden Donjon, der breit und plump wie eine verjährte Geburtsanmaßung in der Mitte stand und die schmalen Zinnen der jüngeren, wohnlicheren Theile des Gebäudes zur Seite drängte, scharf umrissen am dunkelblauen Himmel abgezeichnet sah. Die Zugbrücke lag nieder, als die drei Männer am ersten Thore angekommen waren, da, wo die Burgfreiheit begann; sie ächzte leis, wenn der Wind, der auf der Höhe vor dem Schlosse nie ausging, die rostigen Ketten hin und her bewegte; aber noch ein anderes Aechzen, wie von einer klagenden Menschenstimme, glaubte der Schreiber zu vernehmen, als er seinen Fuß auf die Brücke setzte.

»Hörtet Ihr nicht etwas jammern, Master Clarke?« sagte er zu einem seiner Begleiter.

»In der That, aber es muß im Innern des Ho-

fes seyn, Master Willoughby. Es sieht düster aus auf Chicksand-Castle heute; daß der alte Will vergessen hat, die Pechfackel unter dem Thorweg anzuzünden und die Brücke aufzuziehen, sonderbar! der vergißt sonst nichts, was in seinen Dienst schlägt. Mit Sir Peter ist nicht zu spaßen, in keinen Dingen nicht!«

»Was nur da droben für uns zu thun seyn wird?« sagte der andere Zeuge; »die ganze Familie ist zusammengekommen, mit Weib und Kind; sie wollen Johannis zusammen feiern, und morgen soll ein Hetztreiben seyn auf den Wolf, der mitten im Sommer aus den Bergen von Wales gebrochen ist.«

»So werden wir dem Wolf das Testament machen sollen,« sagte Master Clarke, indem er laut auflachte über seinen Witz, daß das düstere, lange Thorgewölbe, durch welches die drei Männer schritten, nachhallte.

»Macht's dem alten Wehrwolf von Chicksand selber! schrie nahe aus dem Dunkel neben ihnen eine keuchende Stimme unter Kettengerassel; »denn der Teufel ist auf dem Wege, ihn zu holen, so wahr ich Sheriff Middleton heiße!«

»Sheriff Middleton! Gott sey bei uns!« schrie der Tabellio und flog durch den Burghof, seine Nachbarn hinter ihm her, als säße die Hand des Teufels ihnen schon im Genick.

Als die drei Männer der freiwilligen Gerichtsbarkeit in der Gesindestube von Chicksand-Castle standen, beleuchtete die Gluth des auf dem schweren Eichenholztische aufgesteckten Kienspans drei todtenbleiche Gesichter, daß die Diener verwundert sie umstanden. Als aber Master Willoughby endlich zu sich gekommen war und mit emporgesträubtem Haar die Versicherung gegeben hatte, unter dem Thorweg gehe Sheriff Middleton mit glühenden Augen und einer dicken Ankerkette als Wehrwolf um, nahm der Haushofmeister bitter lächelnd sein Schlüsselbund und schritt mit einer Fackel hinaus; denn er hatte den ganzen Abend träumend, mit verbundenem Kopf hinter dem Eckschrank auf der Bank gesessen und darüber Sheriff und Konstabler und ihre peinvolle Situation in dem fatalen Halsband vergessen.

Unterdeß war der Baronet von seinem nächtlichen Gange zurückgekommen, und als er gehört, daß der Notar mit seinen Zeugen da sey, hieß er ihn hereinfüh-

ren. Der alte Herr saß allein an dem Fenster der Halle in seinem Lehnstuhle und blickte in die Nacht hinaus; der Haushofmeister erschrak, als er seinen Herrn sah, denn es war Sir Peters Gewohnheit nicht, in der Finsterniß allein zu sitzen und zu sinnen voll stummer Verschlossenheit; lieber hatte er seine Söhne oder Enkel um sich, und den Pokal auf dem Tische neben dem großen, bauchigen Burgunderkrug, und eine tolle Geschichte vom Hofe des lustigsten der Stuarts oder aus dem Kriegs- und Lagerleben seiner jungen Tage dazu.

»Redet ihn nicht an, und wartet, bis er Euch fragt; Sir Peter hat seine tollste Montagslaune heute,« sagte deßhalb Griffith, der Haushofmeister, leise zu dem Notar, als sie eintraten, und hielt sich im Schatten eines Pfeilervorsprungs im Rücken des träumenden Greises; der Tabellio aber nahte sich dem Schloßherrn und stand unterthänig gebückt vor seinem Stuhle.

»Seyd Ihr es, Master Willoughby? Ihr habt Eile gehabt, scheint es,« sagte Sir Peter bitter und schneidend, als er den Schreiber vor sich sah.

»Haben Ew. Gnaden mich nicht rufen lassen? hab' ich nicht immer Eile gezeigt, Euch zu Diensten

zu seyn?« versetzte der Notar, der nicht wußte, warum der alte Herr ihn so herrisch anfahre.

»Ja, es ist gut,« fuhr dieser fort, »aber Ihr kommt zu früh. Setzt Euch unten zum Gesinde und vertreibt Euch die Nacht, so gut es geht; laßt aus dem Keller heraufholen, was Ihr mögt, aber bezecht Euch nicht, oder ich drehe Euch den Hals um. Wenn es halb vier Uhr schlägt auf der Schloßglocke, so macht Euch mit Euern Zeugen auf und kommt in die Halle zurück. Was Ihr dann sehet, das schreibt der Wahrheit nach auf Euer Pergament, leserlich und ausführlich, und wie es in Euern Gesetzen bestimmt ist; dann schickt es an das Wappenamt in London. Hört Ihr? halb vier laßt Ihr es schlagen, nicht früher und nicht später; dann aber thut, was ich Euch befohlen habe. Jetzt scheert Euch hinaus.«

Als der Notar so sich entlassen sah, ging er hinaus und murmelte kopfschüttelnd dem lauschenden Griffith zu: „Fide publica, Master Griffith, ich will meinen Kopf verwetten, wenn Sr. Gnaden Brüten nicht über einem faulen Ei sitzt und ein Küchlein ausheckt, das Eurem Hause zum rothen Hahn werden kann!«

Den Haushofmeister aber litt es nicht länger in der Dunkelheit seines Pfeilervorsprungs; er trat vor seinen Herrn hin und ließ sich auf ein Knie nieder, aber die Worte, die ihm auf den Lippen schwebten, schnitt der Baronet kurz ab, indem er aufstand und mit milderer Stimme sagte: »Griffith, Du sollst ein Banquet in dieser Halle bereiten und das Beste heraufschaffen, was Du in den Kellern hast; gib auch meinen Dienern, so viel sie wollen, und als sey morgen der jüngste Tag. Ich will heute Nacht in dieser Halle ein Fest halten, wie noch keines darin gefeiert ist, seitdem die Grundmauern von Chicksand-Castle gelegt wurden. Mach dich an's Werk und sieh zu, bei Deinem Leben, daß Niemand mehr herauf zu kommen braucht, wenn Du den Tisch mit den Krügen und Pokalen bestellt hast, nicht eher, bis die Stunde gekommen ist, wo Du dafür sorgst, daß der Notar seine Pflicht thue.« — Nach diesen Worten ging der Baronet langsam, mit schweren, hallenden Schritten hinaus, der alte Diener aber blieb auf seinem Knie liegen und blickte durch das Fenster zu den blinzenden Sternen hinauf, wobei seine Lippen sich bewegten, als ob er ein Gebet murmle.

Die Nacht war kaum um eine Stunde weiter vorgerückt, als ein luſtiges Leben und Toben auf Chickſand-Caſtle laut wurde. Die Diener, die Roßknechte und die zunächſt wohnenden Pächter waren in der Geſindeſtube zuſammen gekommen und ſangen und jubelten bei ihren vollen Weinkrügen, daß die Mägde und alle weiblichen Domeſtiken aus Angſt vor der losgebundenen Rohheit davongelaufen waren und ſich in ihre Kammern verriegelt hatten. Nur zwey Männer ſaßen ſtill unter dem allgemeinen Jubel auf der Bank, den Rücken an die Wand gelehnt, neben einander; das waren Maſter Willoughby, der Tabellio, der, von des Baronets Worten erſchreckt, ſich vor dem Bezechen hütete und über das faule Ei nachſann, welches Sr. Gnaden ausbrecken könnten, und Griffith, der Haushofmeiſter, der voll Angſt auf die Töne lauſchte, die aus der Rittterhalle herüberdrangen. Nach einer Weile ſchritt er hinaus und ſtieg ſachte die Wendelſtiege empor, um beſſer vernehmen zu können, was die Herrſchaft dort oben treibe, die ihm ſo ſtrenge befohlen, Niemand herauf zu laſſen. So ſtand er lauſchend, der alte Mann, auf der engen Stiege, eine Hand an ſein Ohr haltend,

mit der andern an die Wand sich lehnend, daß er die ganze Breite der Treppe einnahm. Er senkte den Kopf mit einem Stoßseufzer, daß seine Sinne vom Alter so stumpf geworden und sein Ohr keinen deutlichen Ton mehr aufzufassen vermöge, sondern ihm jetzt eine Todtenstille vorspiegle, wo er doch dreizehn kräftige und gesunde Männer beim Banquette und ihren Krügen voll Burgunder- und Xeresweins wußte. Da huschte plötzlich etwas an ihm weich vorüber, sein Arm wurde sachte, aber mit einer Kraft, die keinen Widerstand zuließ, weggeschoben, daß er, seiner Stütze beraubt, auf das Knie sinken mußte und an der Kante der steinernen Stufe, die zunächst vor seinem Fuße war, das Schienbein sich wund quetschte; zu gleicher Zeit sah er ein lichtes, flatterndes Gewand mit dem letzten Zipfel um die nächste Biegung der Stiege verschwinden. Oben wimmerte ein Säugling.

»Gott steh uns bei in dieser Nacht!« murmelte Griffith, indem ihm der kalte Schweiß auf die Stirne trat. »Das ist die Jungfrau von Chicksand, die wieder umgeht: es ist das letzte Mal, daß Du sie siehst, Griffith!«

Seine Angst ließ ihn nicht länger auf der Stiege;

aber er schritt nicht hinab, sondern warf die schweren Schuhe von seinen Füßen und schlich leise auf den Socken die Stufen hinauf, die zur Thüre der Halle und dann schmaler werdend noch weiter empor führten auf einen Corridor, welcher, an einem Ende von einer Balustrade geschlossen, sein Licht aus der Halle empfing und einen freien Blick in den großen Raum hinunter gewährte. Hierhin tappte der alte Mann die Stiegen hinauf. Das Ende des Corridors war von den Streiflichtern, die von den unten an den Wänden flammenden Fackeln durch die Stangen der Balustrade schräg hinauffielen, grell und rothglühend erhellt; aber Griffith hielt sich seitwärts im Schatten an der Wand und lugte so unsichtbar in die Halle hinab. .

Ihm gegenüber am Ende des schweren, gebohnten Tisches saß der Schloßherr in seinem hohen Armsessel, an beiden Seiten hinab seine Söhne, Enkel und Neffen, dreizehn Männer in Allem, Alle in ihrem besten Waffenschmuck, im Harnisch und das Schlachtschwert seitwärts an ihre Sitze gelehnt. Zwey von ihnen hatten Jeder einen Säugling auf ihrem Schooße liegen, ein dritter einen Knaben von etwa fünf Jah-

ren rittlings auf seinem Knie. Vor dem Baronet stand der große Familienpokal, ein springendes Einhorn, künstlich gearbeitet aus getriebenem Silber, mit vergoldetem Horn, Schweif und Mähnen; er hatte den Deckel herunter genommen und goß zwey Krüge Weins hinein und nahm dann eine Phiole, aus der er einen braunen Saft dazu mischte. — »Um vier Uhr, wenn es von St. Giles läutet,« sagte er dann mit einer hohlen, wie gebrochenen Stimme, in der eine Art gefaßter Wuth lag, »wird die Hand eines schmutzigen Buben dieß Sinnbild der Reinheit und der Kraft beschimpfen, das seit Jahrhunderten der würdig behauptete Stolz der Osbourne war; in dieser Nacht wird der Henker es zerschlagen, um eine Schande darüber zu bringen, die zu entsetzlich ist, um sich dem Lichte des Tages zeigen zu dürfen. Wer den Muth hat, ohne das Wappen zu leben, das seine Väter rein und glänzend zu halten wußten, zu leben mit dem Brandmal des Schimpfs auf seiner Stirne, hinuntergetreten in die niedrigste Hefe des Pöbels, der gehe hinaus und labe sich an der vogelfreien Luft, die sein Element wird, wenn die Glocke von St. Giles viere läutet; der gehe hinaus

und verberge sich in die Nacht, die den Mantel um seine Schande breitet: er hat in der Halle der Osbourne nichts zu suchen und das Blut ihrer Adern rollt nicht in den seinen. Wer aber nicht will, daß man sage, es habe ein Makel an dem Namen, ein Flecken auf dem Wappenschilde seines glorreichen Hauses gehaftet, so lange auch nur ein Sproß desselben am Leben gewesen sey, der thue mir Bescheid aus diesem Becher: er läßt für uns die Glocke von Sanct Giles keine Stunde mehr schlagen.«

Der Baronet erhob sich und trank; dann reichte er seinem ältesten Sohne den Familienpokal, der ihn weiter herum sandte, bis sie Alle in raschen, entschlossenen Zügen geschlürft hatten. Den Säuglingen wurde mit Löffeln daraus eingetränkt, der Knabe, der verschüchtert in die düstern und stummen Gesichter seiner Ohme schaute, schlürfte den Rest mit der Hefe ein, worauf er auf der Stelle Zuckungen bekam und winselnd sich zusammenkrümmte, bis er nach wenigen Minuten mit einem leisen Schrei todt an die Brust seines Vaters sank. Der Schloßherr wischte bei diesem Anblick eine Thräne aus seinen grauen Wimpern, lehnte sein Haupt an die Lehne seines Sessels zurück und

sprach einige Worte, die nicht mehr bis in den Versteck des lauschenden Griffith hinaufdrangen. Der alte Haushofmeister sank in die Knie, als er aus dem Tode des Knaben den unseligen Hergang und das ganze Unheil begriff. Seine Glieder brachen unter ihm zusammen, eine kalte Todesangst hauchte ihn an, es war ihm, als legte sich die eisigfeuchte Hand der spukenden Jungfrau von Chicksand in seinen Nacken, auf seine Brust, als schnüre sie ihm die Kehle zu. Er sank besinnungslos zu Boden.

Als die Thurmuhr mit lauten Schlägen halb vier in die Nacht hineingellte, machte sich Master Willoughby auf, an sein Geschäft zu gehen, wie ihm Sir Peter geboten hatte. Von seinen Zeugen und einem Knechte, der taumelnd die Fackel hin und her schlenkerte, gefolgt, stieg er die Wendeltreppe hinan und trat in die Halle.

»Sie haben des Guten zu viel gethan, Master Clarke,« sagte er. »Seht, wie sie da liegen, der eine über dem Tische, der andere drunter; eine schöne Stunde, einen Akt der freiwilligen Gerichtsbarkeit vorzunehmen! Du Bursch da, halte die Fackel gerade!

das glühende Harz wird dir auf die Bärentatzen laufen. Geh hin und wecke Sir Peter!«

»Thut das selbst, Master Willoughby, wenn Ihr es könnt,« sagte der Knecht, indem er sein Licht vor das bleiche Antlitz des Schloßherrn hielt, der die Hände krampfhaft über dem Leibe in einander gepreßt, zusammengekauert in seinem Sessel saß, das eine Knie bis an das bärtige Kinn hinaufgezogen. — »Wenn Ihr es könnt, Master Willoughby,« sagte der Knecht, »denn bei meiner armen Seele, Sir Peter ist todt!«

»Todt? Gott sey uns und ihnen gnädig! Von diesen Schläfern athmet keiner mehr!«

Trotz dem vergaß der Notar seine Pflicht nicht. Ein Dokument, welches nach einer Woche beim Wappenamt zu London einlief, bezeugte für ewige Zeiten, daß kein männlicher Sproß des Hauses Osbourne die Schande seines Namens habe erleben wollen, und daß sie Alle mit makellosem Wappenschild zur Erde bestattet seyen in der Gruft ihrer Ahnen an der Dorfkirche zu Chicksand in Bedfordshire.

Ein Geusenabenteuer.

I.

Die Schlacht bei Jemmingen war geschlagen, die Truppen der edlen, nassauischen Fürstenbrüder hatten sich zerstreut, und gegen Alba und seine Spanier gab es in allen Niederlanden keinen Damm, keine Schutzwehr mehr. Der Zorn des schwarzen Herzogs stand wie ein dunkles Ungewitter über dem bebenden Lande. Er selbst war auf dem Heimzuge aus Friesland nach Brüssel begriffen, rechts und links eine breite, blutbenetzte und flammenlodernde Bahn über die geängsteten Gegenden ziehend, durch welche sich der Strom seiner entmenschten Spanier fortwälzte. Mehre Stunden oberhalb Gorkum war er über die Waal gegangen und hatte sich von da nach Breda gewendet, während ein detachirter Heerhaufe Schloß Loeve-

stein, das später durch Hugo Grotius' Gefangenschaft und Flucht so berühmt gewordene Fort am Zusammenflusse von Maas und Waal, umlagert hielt und unablässig bestürmte.

Rechtsab von dem Wege, den Alba eingeschlagen hatte, und eine Strecke vor seiner Vorhut her zog ein starker Trupp der »Busch- oder wilden Geusen« in der Richtung auf Gertruidenberg zu, um von da aus die großen Schelde-Inseln Tholen und Duiveland zu erreichen. Es war ein warmer, stiller Nachmittag im August des Jahres 1568. Der kriegerischen Wanderer mochten etwa vierzig seyn, theils zu Fuß, theils reitend auf schweren flandrischen und friesischen Gäulen. Es waren wettergebräunte, verwegene Gesellen, in Koller oder Harnisch, in Helm oder Federhut, Alle mit Waffen der verschiedensten Art beladen und Wenige ohne Narben in den bärtigen Gesichtern. Zwey entschlossene Anführer standen an ihrer Spitze, Jacob Huclé und Jan Michael, und obgleich sie sowol, als die ganze Sache der Freiheit in einer hoffnungslosen Lage waren, so stand doch weder in ihren Zügen noch in ihrem Wesen etwas geschrieben, das auf Entmuthigung oder Ver-

zagen gedeutet hätte. Ihr Weg führte sie durch eine Gegend, in der junger Erlen- und Birkenaufschlag über sumpfigem und binsenreichem Grunde mit höher gelegenen Strichen abwechselte, wo Eichen und Buchen genug trockenen Bodens gefunden hatten, um einen stattlichen Hochwald zu bilden. Die Sonne blitzte hier mit schrägen Strahlen durch die Laubkronen und legte große, heißschimmernde Flecke auf den gelben Moosboden des Weges, den die Truppe zog. Aber in Helmen und blanken Waffen blitzte sie nicht, denn das Rüstzeug der Männer war dunkel und rostgefärbt, die Koller waren geflickt, die Krägen und weiten Faltenhosen vom Regen verwaschen, und die ehemalige Pracht des feurigen Roths oder hellglänzenden Gelbs an Wamms und Jacke war überall dahin geschwunden in dunkle nnd verblaßte Farben.

»He, Kobus Huclé!« rief Jan Michael, der an der Spitze ritt, aus und warf seine lange Gestalt im Sattel zurück, um die Faust im Stulphandschuh auf die kolossale Kruppe seiner Stute zu stützen.

»Was gibt's, Jan?« antwortete aus dem nächsten Trupp hinter ihm der kleine Kobus, der seine Beine

mit außerordentlicher Sorglosigkeit an den Weichen eines sehr mageren Gaules hin- und herschlenkerte, »was gibt's, langes Menschenkind?«

»Wo ist Nolfus? Nolfus van den Ende? Die Buschgeusen reiten in den Wald ein. Was grüßen sie ihn nicht! Nolfus soll Eins anstimmen!«

»Nolfus, Nolfus!« rief es aus mehren tiefen Baßkehlen im Chore. »Meister Kobus ruft Euch.«

»Laßt Eure helle Stimme klingen und hangt nicht auf dem Sattel, als machtet Ihr Rechen-Exempel, Nolfus!«

Der Angerufene ritt unter den Letzten des Schwarms, und obwol auch er eine verwilderte, bärtige Figur war, die trotz Jedem in der Truppe ihre tiefe Schmarre über der Wange trug, so zeichnete er sich vor den Andern doch vortheilhaft aus. Sein grauer Hut mit breitem Rande und der Geusendevise hatte einen stattlichen, rothen Federbusch, das Wehrgehenk war reich mit Gold ausgestickt, und die Nestelschnüre seines gesteppten, gelben Wammses endeten in schwere, silberne Spitzen. Er hob den Kopf, strich eine Fülle langen, hellblonden Haares aus der Stirn und intonirte dann, ohne sich weiter bitten zu lassen, mit einer ganz be-

wundernswürdig schönen Tenorstimme den ersten Vers eines Volksgesanges, in den alsbald Chor machend seine sämmtlichen Gefährten einfielen:

Helpt nu u selfs, soo helpt u Godt
Uit der tyrannen handt en slot,
Benaude Nederlanden;
Ghy draegt den bast al om u strot,
Rept flucx u vroome handen.

Während so der laute Gesang der Männerschaar die schweigenden Echo's der Waldung weckte, sank Nolfus nach und nach wieder in sein früheres Brüten zurück. Seine Stimme summte bald nur noch leise die Strophen des Liedes mit, sein Pferd machte immer langsamere Schritte, und nach und nach hatte sich eine ganze Anzahl moosiger Stämme zwischen ihn und den letzten seiner rascheren Gefährten geschoben. Nolfus schien dieß beabsichtigt zu haben; denn sobald er sich außer Beobachtung sah, ritt er plötzlich rasch links ab vom Wege der Andern und auf den Stamm einer uralten Buche zu, die den Eichen rings umher nichts an Höhe nachgab und alle durch die Ausdehnung ihrer prachtvollen Wipfelkrone übertraf. Nolfus sprang zur Erde, als er bei ihr

angekommen; mit spähendem Auge wandelte er rings um den Stamm — er suchte etwas an dem Baumstamme, schien es — in Mannshöhe — ja, und da stand es auch, was er suchte, nichts Anderes, als ein großes K, das sehr kunstlos frisch in die Rinde geschnitten war.

Mit dem Ausdruck großer Freude sprang der Geuse wieder in den Sattel, verfolgte in raschem Trabe einen Fußpfad, der von dem Baume weiter in das Walddickicht lief, und hatte nach weniger als einer Viertelstunde Weges den Ausgang des Gehölzes erreicht. Sein Ziel lag vor ihm inmitten einer ausgedehnten Wiesenfläche — es war eine alte und feste Wasserburg, von vier Thürmen flankirt, mit zackigen Giebeln sich emporhebend aus breiten und dunkeln Wassergräben, über die eine leichte, hölzerne Zugbrücke ins Innere führte. Nolfus band sein Pferd an einen Ast im Gebüsche; dann schritt er zu Fuß auf die Burg zu, die einsam und verlassen da lag im stillen Abendsonnengolde. Ueber die unter seinen Tritten ächzende Zugbrücke kam er in einen hallenden, gewölbten Thorweg. Hier trat ihm ein bewaffneter Knecht mit einem großen, silbernen

Wappenschilde auf dem linken Wammsärmel entgegen.

»Was, seyd Ihr es, Junkherr van den Ende!«

»Ja, ich bin es, Clas; ich will die Tochter Eures Herrn sprechen und ich hoffe, Ihr führt mich zu ihr, ohne erst viel Aufhebens davon in der Burg zu machen.«

»Von Herzen gern,« Junkherr, sagte der Knecht leiser; »aber ich rathe Euch, in Rassinghem keinen Augenblick länger Euren rothen Federbusch spazieren zu tragen, als Eure Geschäfte es nöthig machen.«

»Und weßhalb nicht?«

»Weil wir die Spanjarden auf eine Stunde Weges von hier haben, in Hill, wo unser Herr sie begrüßt. Gott stehe uns bei, daß sich kein Streifkorps bis hieher verirrt!«

Der Knecht hatte den jungen Geusen eine Wendelstiege hinaufgeführt, und nachdem Beide oben eine mit Fließen bedeckte Halle und dann ein dunkles Vorgemach durchschritten, schlug der Diener einen farbigen Teppich zurück, der den Eingang in ein großes und üppig eingerichtetes Gemach verhüllte. Der schwere Reiterstiefel des Geusen trat auf kunstreiche

Gewirke Arras'scher Weberstühle; vergoldete Vogelkäfige mit indianischen Reißvögeln hingen an seidenen Schnüren von der getäfelten Decke nieder, und die goldgepreßten Ledertapeten waren bedeckt mit schönen Schildereien niederländischer Meister. Von den chinesischen Vasen auf dem Kaminsims und der Künstlerarbeit an dem geschnitzten Holzwerk bis zu der Reihe sorgfältig gepflegter Blumen und Gewächse, die über die Scheiben des einzigen, unermeßlich hohen Fensters ihre Ranken woben — Alles deutete auf den Reichthum der noch unerschöpften Niederlande und den Lebensgenuß, der sich da zu einer Art geschmackvoller und heiterer Philosophie auszubilden pflegt, wo der Ueberfluß den Druck der Sorge fern hält.

Der junge Geuse achtete wenig auf den phantasiereichen Luxus, der in diesem Gemache herrschte. Sein Herz pochte voll Beklommenheit. Ihm gegenüber auf dem Polstersitz in der Fensternische saß eine junge Dame, den linken Arm auf die Brüstung stützend und mit den schmalen, runden Fingern die Blätter eines Geraniums zerreibend, während die schräg hereinfallenden Sonnenstrahlen einen goldenen Schimmer auf ihr hellblondes, gelocktes Haar legten. Sie

umzeichneten zugleich scharf ihr feines und regelmäßiges Profil. »Anna!« sagte der junge Mann leise — »bleibt eine Weile so — ich bitte Euch! Ihr seyd so schön — und wenn es zum letzten Male ist, daß ich Euch sehe, so laßt mich Euer Bild, wie es jetzt mir erscheint, tief in meine Augen und meine Seele saugen.«

»Arnolf, seyd Ihr da!« rief das Mädchen aus und fuhr überrascht empor, daß die schwarze Seide ihres Kleides laut in allen Falten aufrauschte.

»Wie Du siehst, Anna! ich habe Dein Zeichen im Walde gefunden, wie wir es verabredeten, als wir im Hause Barlaimont's zu Brüssel zusammen den Reihen tanzten.«

»Ja, Junkherr van den Ende,« versetzte sie erröthend, »es war damals, als wir wie leichtsinnige Kinder über einem Abgrunde tanzten, über einem Abgrunde voll Blut und Gräuel!«

»Und jetzt — reut es Dich, Anna?«

In der Stimme des Geusen lag eine tiefe Innigkeit, die mit seinem wettergebräunten Gesichte und seinem verwilderten Aeußeren in auffallendem Contraste stand.

Auch vermochte Anna nicht, das Ja, welches auf ihrer Lippe schwebte, auszusprechen und der Empfindung des jungen Mannes die Kränkung zuzufügen, die sie für ihn in Bereitschaft hatte. Sie schwieg verlegen.

»Ich weiß wol, Anna,« fuhr van den Ende fort, »daß es thörichte Hoffnungen waren, mit denen ich zu Dir eilte. Jetzt, wo ich vor Dir stehe, fühle ich es. Ich bin ein Sohn des Waldes geworden, meine Züge rauh, wie mein Handwerk; der Kampf auf Leben und Tod, dem ich verfallen bin, hat seine wilde Hieroglyphe mir in's Gesicht geschnitten; auf meinen Lippen ruht nicht mehr die Schmeichelrede, wie ehemals in der Umschlingung des Tanzes, sondern es strömen vermessene Ausrufe der Verzweiflung darüber, die mich mein Schicksal lehrte; Du liebst mich nicht mehr, Du kannst es nicht — ich will Dir keinen Vorwurf machen; gib mir nur einmal noch die Hand — zum letzten Male, und dann — leb wohl!«

Anna's ganze Gestalt wurde aufs heftigste erschüttert — sie wollte ihm die Rechte reichen, aber sie zog sie zurück, und beide Hände faltend, sagte sie mit der Stimme des innigsten Flehens:

»Arnolf, Arnolf — bei Gott, das ist es nicht — aber ich schaudere vor Dir zurück — o wende Dich ab von dem Bunde, den Du eingegangen bist, von dem Bunde mit Mördern!«

»Meine Hände sind rein von Blut, wenn es nicht in der Schlacht vergossen wurde!«

»Noch sind sie es — aber wie lange werden sie es bleiben? Wohin die wilden Geusen kommen, da ist der Mord in ihrem Gefolge; Ihr tödtet die Diener Gottes und der Kirche, Ihr erschlagt die Priester am Altare, Ihr mordet wehrlose Männer mit dämonischer Grausamkeit, unter herzzerreißenden Qualen! O Arnolf, kehre zurück von Deinem gottlosen Entschluß!«

»Wir schlagen uns für die Freiheit, Anna, und sparen unser eigenes Blut nicht, viel weniger das unserer Feinde. Grausamkeiten hat man in meiner Gegenwart nicht begangen; man streut Lügen über uns aus!«

»Nein, nein — Arnolf, Du mußt, Du sollst Deinen Bund mit ihnen lösen!«

»Ich kann es nicht: die Spanier haben meinen Vater in's Gefängniß geworfen, daß er aus Kummer

gestorben ist; ohne auch nur einen Vorwand des Verdachtes gegen Jacob van den Ende, den großen Advocaten von Holland, finden zu können, haben sie seine Güter geraubt und mich hinausgetrieben aus meines Vaters Hause, von meines Vaters Herde. Wohin soll ich zurückkehren? habe ich eine Stelle, wohin ich mein Haupt legen kann?«

»Mein Vater will bei Alba auswirken, daß Du sicher wohnen darfst, wo Du willst.«

Der Junker schüttelte den Kopf.

»Wer einmal auf der Liste des Blutrathes steht, für den ist keine Sicherheit mehr. Euer Vater mag sich selber vor Alba hüten. Er hat ihn in Verdacht, weil er ein Vetter des Hauses van der Noot ist — er weiß es, daß die van der Noot ihn ermorden wollten auf seiner Wallfahrt nach Groenendal im Sonjerwalde — seine Gedanken schleichen wie giftige Schlangen in lautlosen Windungen um diese dunklen Plane, die er nicht ganz entwirrt hat und doch wol ahnt. Laßt mich gehen, Anna — meinem Geschicke nach — ich kann nicht anders — aber laßt Eure letzten Worte für mich nicht solche seyn, die Ihr bereuen müßtet, wenn Ihr über kurz oder lang

hört, daß ich gefallen bin für die Freiheit der Niederlande.«

»O fort mit Eurer Freiheit, nach der Ihr mit Freveln und blutigen Schandthaten ringt — o Arnolf, Arnolf!« rief Anna aus und warf sich im heftigsten Affect vor dem Geusen auf die Knie — »zieht nicht weiter mit den Mordgesellen! laßt mir den einzigen Seelentrost in dieser bittern Zeit, daß ich Euch nicht aus meinem Herzen zu reißen brauche!«

»Anna, Anna! stehe auf, um Gottes willen auf!«

Sie sprang auf, sie umschlang ihn mit einer Heftigkeit der Leidenschaft, welche nur in einem sonst so stillen und verschlossenen Gemüthe, wie das ihre war, auflodern konnte, und griff dann plötzlich nach dem Federhute, den der junge Krieger in seiner Hand hielt.

»Fort mit dem garstigen Feldzeichen, mit dem Du dem Bösen verschrieben bist! rief sie aus, riß das breite, gestickte Band ab, das den Hut umschlang, und schleuderte es weit von sich auf den Boden.«

»Anna, was thust Du — laß mich — horch, Roßhufe auf der Schloßbrücke — ich muß fort, fort!«

»Arnolf — o, bleib, bleib — das ist mein Vater,

der heimkehrt — wenn ich es nicht vermag, soll er Dir's sagen, daß Du an Deinem Gott, Deinem Glauben und Deiner Seele frevelst, wilder Geuse!«

Sie hielt ihn fortwährend umschlungen, und wie willenlos blieb er auf die Stelle gebannt, sein blaues, schwärmerisches Auge tief in das leidenschaftlich glühende ihrige gesenkt. Die Minuten schwanden Beiden unvermerkt; da rasselten Waffen auf dem Corridor — der Vorhang wurde hastig zurückgeschlagen, und: „Valga me dios!“ sagte eine fremde, unangenehm heisere Stimme, daß Beide auseinander flogen, wie von der Zunge einer Viper gestochen. Auf der Schwelle des Gemachs, halb von den Falten des Teppichs überhangen, stand ein Mann in schwarzer, spanischer Tracht, Niemand anders als der gefürchtete Blutherzog Alvarez de Toledo.

II.

Anna's Vater, der Sire van Rassinghem, ein Edelmann von zager und unentschlossener Gemüthsart, hatte bis jetzt sich weder den Unterzeichnern des berühmten Compromisses angeschlossen, noch durch irgend eine Theilnahme an den politischen Vorgängen jener Tage seine Sicherheit gefährdet. Er wünschte als Philipp's des Zweyten loyaler Unterthan zu gelten, so lange es die Umstände irgend erlaubten. Darum war er dem Herzoge von Alba entgegengeritten, um ihm seine Huldigungen darzubringen, als der spanische Heerführer auf seinem Zuge die Gränzen seiner Herrschaft berührte. Aber Alba war nicht ohne Mißtrauen gegen den Sire van Rassinghem; der vorsichtige Edelmann hatte mißliebige Familienbeziehungen, und — er war reich — die schlimmste, die

gefährlichste aller Eigenschaften, welche man unter den Augen der spanischen Unterdrücker haben konnte.

»Sire van Rassinghem,« hatte der Herzog gesagt, als der niederländische Edelmann demüthig neben seinen Steigbügel trat und sein graues Haupt nicht aufzurichten wagte vor dem fremden Soldatenführer — »Sire van Rassinghem, es freut mich, Euch zu sehen; ich bin Euch gewogen, und da es in meinem Plane lag, bei Euch das Nachtquartier zu nehmen, so ist es desto besser, daß Ihr da seyd, mich und mein Gefolge zu führen.«

Der Edelmann dankte unterwürfig für die unerwartete und zweifelhafte Ehre uud ritt dann als Führer der Truppe Spanier voraus, welche den Herzog begleiteten, während Heerschaaren desselben in ihrer früheren Richtung weiter zogen.

Als der Sire van Rassinghem seinen Gast in das Wohngemach seines Hauses treten ließ und über die Schulter desselben hinweg die Gruppe der beiden jungen Leute sah, entfuhr ihm ein leiser Schreckensruf. Ein Geuse unter seinem Dache — das war genug, um seinen Kopf fallen zu machen!

Der Herzog trat mit langsamen, festen Schritten in's Gemach und verbeugte sich mit großer Lässigkeit und ohne eine Spur freundlichen Lächelns vor der Dame.

»Verzeiht, daß ich störe, Senhora. Wer ist dieser Gegenstand Eurer Huld?«

»Ein Vetter unseres Hauses, erlauchter Herr!« stammelte Anna todtenbleich.

Alba's Auge blitzte rasch über die Gestalt des jungen Geusen weg, und dann sich in den nächsten Armsessel werfend, sagte er:

»Sire van Rassinghem, Euch hat der Ritt angegriffen — Ihr seyd sehr blaß.«

»Die große Hitze, gnädiger Herr, am heutigen Tage.« —

»Ja, der Tag war heiß, und nun wird Euch der Abend noch schwüler.«

Der Junkherr van den Ende hatte sich unterdeß gegen Anna und ihren Vater verbeugt und ging mit ruhigen Schritten der Thür zu.

»Heißt den Menschen bleiben,« sagte der Herzog.

»Nolfus — hört Ihr nicht — Ihr sollt bleiben, Nolfus!«

Der Junkherr antwortete mit einem stolzen Blicke auf den Befehl des Spaniers und verließ das Gemach.

»Euer Vetter ist schlecht erzogen, Senhora. Habt die Huld und zeigt mir das gestickte Band dort, welches hinter Euch am Boden liegt.«

Anna schwindelte es, sie hielt sich an der Lehne eines Stuhles aufrecht, und die Antwort, die sie stammelte, erreichte kaum das Ohr des Herzogs.

»Ich verstehe Euch nicht — sagtet Ihr, es sey unziemlich, einer Dame Befehle zu geben, statt Ihr zu dienen? Ja, ja, Ihr habt Recht; ich hole es selbst.«

Er stand auf; Anna kam ihm zuvor und bückte sich, um es aufzunehmen, und während sie dann wankenden Schrittes sich dem Herzog näherte, um es ihm zu überreichen, ruhte sein schmalgeschlitztes, funkelndes Auge mit einem Ausdruck unaussprechlichen Hohnes auf ihr.

»Ich danke Euch, Senhora. Es ist schön — habt Ihr es selbst gestickt? So fein und zierlich! Wie der goldene Geusen-Wahlspruch sich stattlich auf dem grünen Sammt ausnimmt: »Liever turx dan pausch!«

Ein gottesfürchtiger Spruch! Was meint Ihr, Rassinghem, wenn ich mich daran hielte und Euch so ein Stücklein echtes Türkenthum zu schmecken gäbe? Sie haben prompte Justiz, die Türken — ertappt und dann gehangen!«

Anna warf sich mit einem Weheruf in die Arme ihres Vaters, und indem sie ihn umklammerte, rief sie: Vater, Vater, was habe ich gethan!

»Herr, geht nicht mit uns in's Gericht, flehte zitternd van Rassinghem; bei dem Allmächtigen, wir sind König Philipp's treue Unterthanen!«

»So sprechen sie Alle,« sagte Alba, ruhig das Geusenband durch seine Finger flechtend und in den Stuhl zurückgelehnt.

»Thut meinem Vater nichts, laßt meinen Vater ungehärmt!« rief Anna leidenschaftlich aus; ich war es, die dem Geusen erlaubte, diese Schwelle zu übertreten, und dann riß ich selbst den frevelhaften Spruch von seinem Hute.«

»Seyd ruhig, ruhig, Senhora; es ist ja nur ein Scherz. Ihr habt es nicht mit einem Türken, sondern mit einem guten Christen zu thun, der Euch Eurem Rechte nicht entziehen wird. Der Consejo

de las altercaciones soll sich gewissenhaft der Prüfung Eurer Gesinnungen unterziehen. Es wird mich freuen, Eure Gesellschaft auf dem Wege nach Brüssel genießen zu können.«

Der Herzog erhob sich, grüßte mit kalter Miene und ging, um durch sein Gefolge seinen Wirth und dessen Tochter verhaften zu lassen. Er hatte gefunden, was er zu suchen gekommen war — eine Schuld! Der Consejo, vor den die Unglücklichen geschleppt werden sollten, war das gefürchtete Gericht, das man in den Niederlanden den Blutrath nannte.

Unterdeß war der Junker van den Ende dem Anscheine nach ruhig, wenn auch stürmisch klopfenden Herzens die Stiegen niedergeschritten und hatte mitten zwischen den Haufen der Spanier durch, die sich in die untern Räume einquartierten oder mit dem Entsatteln ihrer Pferde beschäftigt waren, seinen Weg aus dem Hause gefunden. Die Kaltblütigkeit seiner Haltung rettete ihn; man dachte nicht daran, daß es eine Ursache geben könne, ihn aufzuhalten, das Geusenzeichen war ja nicht mehr an seinem Hute — und als der junge Mann einmal die Zugbrücke hinter sich hatte, war er hurtig genug im nahen Walde und auf dem

Rücken seines Pferdes, um sich aus dem Bereich der Verfolgung bringen zu können.

Der Geusentrupp, dem er angehörte, wollte in einem Dorfe, das Poperinghe hieß, übernachten. Unser Junker kannte die Gegend, in der er sich befand, von früheren Besuchen auf Rassinghem her, und nach einer Stunde scharfen Rittes war er in dem bezeichneten Dorfe. Die Schenke mit großem Schild und dem unvermeidlichen: »Hie verkoopt men Drank,« lag am Anfange des Ortes. Ein alter Geuse, der, ehemals Knecht seines Vaters, jetzt für des Junkers Pferd zu sorgen pflegte und halb den Diener, halb den Vertrauten machte, stand wartend an der Thür.

»Gut, daß Ihr wieder kommt, Herr Nolfus! Sie haben Anfangs wacker geflucht, als sie Euch vermißten. Doch hättet Ihr jetzt immerhin etwas länger bleiben können.«

»Was gibt's denn?« fragte van den Ende, vom Pferde springend.

»Geht jetzt nicht hinein. Ihr habt ein mitleidiges Gemüth. Da ist's nichts für Euch! Es ist zum Erbarmen! es ist grauenhaft!«

Der alte Geuse fuhr mit dem Rücken seiner Hand über die Augen.

»Ich glaube gar, du weinst, alter Tropf!«

Van den Ende trat in die Schenke. Es war in der That ein schauderhaftes Bild, welches sein Auge überblickte. Draußen war die Dämmerung eingebrochen, von einem heranziehenden Gewitter verstärkt. So blieb die weite, niedere Küche nur noch von dem Lichte eines Torffeuers im Hintergrunde erleuchtet, das grelle, gelbe Scheine auf die wilden Gesichter der Geusen warf, die in heftiger Bewegung Flüche und Drohungen ausstießen und mit blutbenetzten Händen um sich fochten. Aus ihren entstellten Zügen, ihren brennenden Augen sprachen Wuth und mörderische Leidenschaften. Sie waren wie eine Schaar Wahnsinniger, die mit den unheilvollen Geistern kämpfen, von denen sie aus der Finsterniß hervor sich bedräut glauben. Denn rings umher füllte tiefes Dunkel den Umkreis der Küche, und gespenstig drohende Schatten taumelten daraus auf und ab, wie die wilden, zorn- und weinberauschten Gestalten sich heftig hin und her bewegten. Wehe dem Opfer, daß in diesem Augenblicke in ihre Hände gefallen — ja, wehe ihm — da lag es

ja, das arme Opfer ihrer frevelhaften Wuth, bleich, kalt, regungslos! Zu Arnolf's Füßen, als er die Schwelle überschritt, lag eine Leiche, die Leiche eines Priesters. Sie war verstümmelt. — Der Anblick war so gräßlich, daß der Eintretende das Auge schließen mußte und sich abwandte. Er sah nur noch den langen Jan Michael einen zinnernen Becher schwenken und laut die Schlußworte des Urtheilsspruches heulen, den die wilde Horde gefällt hatte und kraft dessen die Mordthat war vollzogen worden.

»Verwysen wy u ter dood!« brüllte es im trunkenen Chorus nach.

Arnolf van den Ende stürzte hinaus — er riß seinem Knechte die Zügel des Pferdes aus der Hand, das dieser zur Stallung zu führen im Begriff stand, und wieder im Sattel, floh er mit Windeseile davon, nicht eher anhaltend, als bis der Wald ihn in seine tiefen und schweigenden Schatten aufgenommen hatte.

Hier trieb er sich plan- und willenlos umher, die bittersten Gefühle, die äußerste Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung im Herzen. Die Nacht wurde dunkler und dunkler. Eine ungeheure, schwarzgraue Wolkenmasse hüllte immer weiter den Himmel ein und lag wie

ein drückendes Gewicht über der schwülen Atmosphäre. Gen Westen flammten über einander gereiht breite, rothe Streifen, gespenstige Färbungen, wie von der Hand eines bösen Genius mit Blut über die Thore des Himmels geworfen, die sich geschlossen aus Abscheu vor der mordbefleckten, verlorenen Welt. Oder hatte der Engel des Zornes diese düster lodernden Zeichen geschrieben, Vernichtung drohend, wie in jener Nacht, als ein grauenvolles Verhängniß über Mizraim ausbrach und Israel seine Wohnungen mit Blut zeichnete? Sollte das Gericht kommen über die Erde und der Bote der Vertilgung die flammenden Hieroglyphen als Gränzzeichen finden, bis wohin sein Arm sich erstrecken dürfe? Ueber den lautlosen Schattenregionen der Waldung zog ein schwüles Wehen fort, ein beklommener Seufzer, ein säuselnder Hauch, der ohnmächtig abglitt an den Falten des dunkeln Schleiers, welcher über der Erde und über dem Geschick der kommenden Stunde lag. In der Ferne rollten leise Donner; die Wipfelkronen der Eichen rauschten auf, und ein Rabe hob sich erschrocken mit heiserem Schrei aus ihren Aesten empor. Die Wolkenmassen begannen sich zu regen; in den oberen Luftregionen, schien es, hatte der Sturm begon-

nen; graue Schichten lös'ten sich von Schichten ab, dehnten sich, zerflatterten oder zogen in phantastischen Gestaltungen über die Laubgewölbe des Waldes dahin. Riesenungethüme jagten auf gespenstischen Rossen vorüber — dunkle Segel wehten — das Todtenschiff der Sage hob seinen schwarzen Bau in mächtigen Umrissen aus dem Wolkenchaos und zog langsam von Norden her den westlichen Flammenregionen zu.

Wilde Phantasien, vermessene Anschläge tauchten auf und unter in der Seele Arnolf's. Er wünschte den Tod zu finden in dieser grauenhaften Nacht, hier in der schreckenbrütenden Oede ringsum. Die dumpfe Stille, die heiße Luft unter dem dichten Laubdach hatten ihn fortgetrieben, und den Angstschweiß auf der Stirn, gelangte er an den Saum des Waldes, wo sich eine unermeßliche Ebene nach Norden hin vor ihm ausbreitete. Ohne Hügel, ohne Unterbrechung, schwarz und düster lag sie vor ihm; nur am Horizont standen kalte, grüne Luftschichten darüber, die sich in den schlammigen Moorteichen spiegelten, welche über die Haide gesäet waren. Wie ein großes Todtenfeld alles Lebens und alles Lichtes lag diese düstere Ebene da, wie der Tummelplatz einer bösen und verderbenbrütenden

Macht. Da — ein heller Schein blitzte an dem grüngrauen Horizont auf; ein grelles Flammenroth, blutige Strahlen sprühten auf — ein dumpfer, aber heftiger Knall schlug an das Ohr des Geusen. Die ganze Himmelsgegend war überflammt; es mußte ein Ort, eine Feste sein, die man in die Lüfte sprengte! Der Mensch, schien es, kam den nahenden Schrecknissen der Natur zuvor. Es war in der That so. Schloß Loevestein ging in Flammen auf, von seinem tapfern Vertheidiger in die Luft gesprengt, um es nicht in die Hände des spanischen Feindes zu geben. Die sprühenden Flammen standen am Nachthimmel wie eine wildlodernde Apotheose der Vernichtung.

III.

Das Gewitter war ausgebrochen, mit Fluten von Blitzen und strömenden Güssen. Es war eine schreckliche Nacht, aber für Arnolf war sie vielleicht eine Rettung. Er hatte Alles verloren, was ihm das Leben werth machte, seinen Vater, seine Liebe und seine Bundesbrüder — ja, mehr als sie, den belebenden Gedanken seiner Seele, den Zweck seines Daseyns — die Hoffnung der Freiheit. Er hatte gesehen, wie ihre wilden Söhne sie mit Mörderhänden im Blute unschuldig Erschlagener erstickten. Die Zuversicht und das Vertrauen waren aus seiner Seele geflohen, und da, wo die glühende Begeisterung für das Vaterland in seiner Brust gewohnt, da lebte nichts mehr als ein stechender Schmerz. Er rief mit

stürmischer Heftigkeit den Tod herbei. Das Haupt entblößt, bot er die Scheitel mit den flatternden Locken den Blitzen dar, die nach ihm zu züngeln schienen. Aber sie trafen ihn nicht, und das erhebende Schauspiel des Kampfes der Elemente, die rings um ihn tobten, weckte endlich die einschlummernden Kräfte seiner Energie wieder. Seine Brust hob sich, und Verzagen und Verzweiflung von sich schüttelnd, gelobte er sich mit einem heiligen Schwure, fortzuleben und fortzukämpfen.

Er suchte Schutz mit seinem Pferde unter den dichtverschlungenen Aesten einer alten Linde. Als der Sturm sich gelegt hatte, kurz nach Mitternacht, machte er sich auf, nach Süden zu. Er wollte an Rassinghem vorüber, um ihm die letzten Scheidegrüße zuzuwinken, und dann nach Deutschland oder nach Frankreich ziehen, je nachdem hier oder dort ein kampfgestählter Arm der Sache der Freiheit hülfreich werden könne.

Noch war es tiefe Nacht, als der Junker van den Ende sich im Angesichte des alten Schlosses befand; aber Alles darin schien wach und in Bewegung zu seyn. Lichter bewegten sich an den Fenstern vorüber,

und auf der Brücke, aus dem geöffneten Thore schallten ungeduldige Hufschläge. Beobachtend hielt Arnolf an, und nach einer Weile Harrens kam ein Reitertrupp daraus hervorgeritten, in dessen Mitte der Geuse eine weibliche Gestalt wahrzunehmen glaubte. Sein Herz schlug höher. Unwillkürlich nachgezogen, wollte er folgen, als ein zweyter Trupp, dann ein dritter über die Zugbrücke des Schlosses kam und dem ersten nachzog. Es mußte Alba mit seinen Spaniern seyn, dessen Rastlosigkeit ihn nicht länger ruhen ließ. Führten sie den Schloßherrn und seine Tochter als Gefangene mit sich? Arnolf glaubte die Gestalt Anna's deutlich erkannt zu haben. In vorsichtiger Entfernung folgte er den Reitern. Sie zogen nach Südwesten, und nach einer halben Stunde scharfen Trabes erreichten sie den großen Heerweg, der nach der Hauptstadt, nach Brüssel führte.

Hier aber zeigte sich bald ein Hemmniß, das nicht leicht zu überwinden war. Die Reitertrupps hielten, als sie bei einem Gehöfte angekommen, in dem Arnolf die Fährmannswohnung von Welenbleeke erkannte, das unmittelbar an der sogenannten alten Maas lag. Dieß Gewässer, das sich bei Gertruiden-

berg in die seeartigen Wassermassen um Biesbosch stürzt und noch weit in's Land hinein eine bedeutende Breite hat, war durch den eben erst beruhigten Sturm heftig aufgeregt, die Regengüsse hatten es geschwellt und begegneten gerade jetzt der vom Meere aus sich heranwälzenden Flut, so daß die Ueberfahrt in den Fahrkähnen nicht ohne augenscheinliche Gefahr bewerkstelligt werden konnte.

Gegen Alba's Befehl aber mochte Niemand Widerspruch gewagt haben; wenigstens sah Arnolf, wie die aus dem Schlafe geschreckten Fährleute emsig auf dem vor ihm liegenden Gehöfte hin und her rannten, um die nöthigen Ruder und Geräthe zusammen zu holen und in die Kähne am Strande zu schleppen.

Des Junkers Entschluß war rasch gefaßt: er wollte um jeden Preis mit hinüber, er wollte über Anna's Geschick im Klaren seyn und sie keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Er ließ sein Pferd hinter einer der Scheunen zurück, die den Hof der Fährmannswohnung umstanden; dann schlich er im Schatten der Gebäude auf den Hof selbst.

Durch eine offene Thür sah er im Hintergrunde einer Tenne eine Laterne glimmen und einen Fähr-

knecht daneben, der unter aufgehäuftem Schiffgeräth etwas zu suchen schien.

»He, Mann,« sagte van den Ende, seine Hand auf die gebückte Schulter des Suchenden legend — »da ist ein Goldstück — gebt mir Euren Kittel dafür — wollt Ihr den Handel?«

Der Ferge sah erstaunt zu dem Fremden empor, dann in des Junkers ausgestreckte Hand.

»Ist's Ernst?!«

»Ja oder nein?«

»Ja, Herr!«

Der Schiffer zog behende seinen Leinwandkittel über den Kopf und reichte ihn dem Junker. Dieser warf ihn über, riß seine Sporen von den Stiefeln und nahm eins der Ruder vom Boden auf. »Meinen Hut habt Ihr in den Kauf,« flüsterte er, warf ihn dem Fergen zu und eilte davon.

Als er am Ufer ankam, trat er keck in den Haufen der Spanier, die hier neben ihren Rossen standen und warteten, bis ihre vorderen Genossen eingeschifft wären. Ein großer Nachen, der zum Uebersetzen von Fuhrwerken diente, schwankte bereits, schwer

beladen mit Mann und Roß, auf den Wellen; eine zweyte Fähre stieß eben vom Ufer ab, nachdem sie die Pferde des Herzogs und seiner nächsten Umgebung aufgenommen hatte. Die Gefangenen mußten sich auf der ersten befinden, denn unter denen, welche in dem folgenden Fahrzeuge waren, fand Arnolf's spähendes Auge sie eben so wenig, als unter den noch am Ufer Harrenden. Dafür hatte sein Auge auf der Stelle den Feldherrn aus der Gruppe heraus gefunden. Er saß auf einem am Ufer liegenden Stück Zimmerholz, in einen Mantel gehüllt, die Figur trotz der sechzig, zum großen Theile in Feld und Lager zugebrachten Jahre, die auf ihr lasteten, straff und aufrecht; seine Züge ließ die Dunkelheit nicht deutlich unterscheiden, aber am eben ergrauenden Morgenhimmel zeichneten sich das scharfe Profil des Gesichts, die kräftige Stirn, die gebogene Spaniernase, das vorspringende, spitze Kinn deutlich ab.

Wenige Schritte von dem Herzog lag der dritte Kahn, der letzte und kleinste, welcher vorhanden war. Er diente allein zum Uebersetzen von Personen, und der Herzog hatte ihn für sich ausgewählt, weil er vermied, mit seinen Gefangenen zusammen zu kom-

men, die im ersten Nachen eingeschifft waren, und weil der zweyte sich alt und morsch zeigte.

Nachdem ein paar Reiter des Gefolges zusammen mit einem der Fährleute aus dem Boote das Regenwasser geschöpft hatten, sprang Alba mit elastischer Beweglichkeit hinein. Es fehlte nur noch der zweyte Ruderer, der in diesem Augenblicke mit einer Planke zum Sitzen herbeigelaufen kam.

»Verrathet mich nicht!« raunte Arnolf diesem zu — es war der, welcher ihm vorhin seinen Kittel verkauft hatte; — dann sprang der Junker dem Herzog nach in den Kahn. Mehre Spanier folgten, und schwerbelastet schwankte das kleine Fahrzeug; erschrokken darüber, sprangen die Meisten wieder an's Land, wie äußerst besorgt für die Sicherheit ihres Führers — vielleicht auch eben so für die eigene!

Alba stieß einen ungeduldigen Ruf aus; die Ruderer schoben den Kahn in die Flut, und Arnolf setzte wacker das Ruder ein. Das Boot schoß Anfangs sicher über die stürmischen Wogen. Bald aber, von der heftigen Brandung der steigenden Flut und der seewärts niederströmenden, mit jedem Augenblicke

steigenden Gewässer ergriffen, kam es in ein heftiges Schwanken und versagte immer hartnäckiger dem Steuerer den Gehorsam.

»Dieß ist eine schlimme Fahrt, Dirk!« hörte van den Ende den Fährmann am Steuer halblaut zu dem andern Fergen sagen.

»Es sind ihrer zu viel wieder hinausgesprungen; die Fracht ist zu leicht; wir haben keinen Ballast.«

»Laßt uns umkehren und mehr einnehmen, Dirk!«

Dirk schüttelte den Kopf. »Willst Du dem da, der rasch hinüber will, in die Queere kommen?« raunte er, auf Alba deutend.

Der andere schwieg und legte sich mit dem vollen Gewicht seines Körpers auf das Steuer.

Die Spanier um Alba flüsterten einige Worte der Besorgniß.

„No es nada!“ antwortete der stolze Herzog und hüllte sich enger in die Falten seines Mantels, denn ein kühler Wind zog über das Gewässer, gleichzeitig mit dem Aufdämmern des Morgens.

Arnolf ruderte aus Leibeskräften; er hatte alle Ursache, sich an's andere Ufer zu sehnen, bevor es hell

würde. Tief vorüber gebeugt, sah er die mächtige Woge nicht, die plötzlich das Boot aus dem mühsam eingehaltenen Curs völlig herauswarf, und deren Schaumkamm weit über die Köpfe der Männer wegspritzte. Alle waren durchnäßt, und der Gischt hatte die Augen der Rudernden gefüllt — eine zweyte, höhere Woge wälzte sich heran — die Geblendeten sahen sie nicht — nur der Steuermann stieß einen gellen Angstschrei aus: »Halt zurück, zurück, Dirk!« aber es war zu spät, die Woge hatte den von ihrer Vorgängerin herumgeworfenen Nachen von der Seite fassen können, und wie eine leichte Nußschale schlug das Fahrzeug um.

Es war das Werk eines Augenblicks; einige halberstickte Hülferufe, das Plätschern der Schwimmenden, krampfhaft heftiges Umsichschlagen derer, die sanken — und dann über Alles fort das Brausen der stürmischen Wassermassen.

Arnolf blieb unverzagt. Er war ein guter Schwimmer, und die Hälfte der Ueberfahrt war beinahe zurückgelegt; er durfte getrost hoffen, das andere Ufer zu erreichen.

Aber ein Ruck zerrte ihn — ein Gewicht hing

sich an ihn, gewaltsam einen Zipfel seines Kittels an sich reißend. Er streckte den Arm aus, um den Versinkenden, der ihn ergriffen, zu heben und sich nachzuziehen. Seine Rechte erfaßte die Kehle eines Mannes.

»Rettet mich!« stöhnte es neben ihm, als er den Hülfesuchenden mit starker Hand emporgezogen an die Oberfläche des Wassers — »Alba! rettet!«

Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte den Geusen — ein Dämon jauchzte in seiner Brust. Seine nervige Faust hielt die Kehle Alba's umspannt — nur ein Anziehen der straffen Sehnen, und — sein eigenes Schicksal, nein, mehr, Niederlands Schmach war gerächt!

Er konnte ja nur seine Hand zurückziehen — und es war genug!

Er that es — Alba sank, krampfhaft um sich schlagend, einen letzten Schrei ausstoßend — da riß ihn van den Ende bei den langen Haarflechten am Hinterhaupt, die er nach spanischer Sitte trug, gewaltsam in die Höhe, hob mit Riesenkraft das verzerrte Antlitz des Feldherrn über den Wasser-

ſpiegel empor und rief: »Alba, Du biſt in der Hand eines Geuſen!«

Dieſe Rache war die, welche er ſich nicht verſagen konnte. Zum Morde fühlte er nicht die Kraft. Was fühlte er hier, im toſenden Wirbel der Elemente, von ſeinem Schickſal und von der Freiheit des Vaterlandes? Es galt, einen Menſchen zu retten!

IV.

Am anderen Ufer des Stromes drängte sich ein aufgeregter, erschrockener Haufe zusammen. Sie standen um Alba, der geschlossenen Auges auf dem Mantel lag, den einer der Spanier über den Uferkies gebreitet hatte, während sein Kopf im Schooße eines Officiers ruhte. Vor dem Ohnmächtigen stand der triefende Geuse.

Der Herzog schlug nach einer Weile das Auge auf, und nachdem er einen verwunderten Blick um sich geworfen, erhob er sich, unterstützt von dem Officier, und wandte sich zu dem Junker.

»Seyd Ihr der Geuse?«

»Arnolf van den Ende.«

»Ich kenne Euch. Was begehrt Ihr?«

»Ich stände nicht hier, um diese Frage abzuwarten,« versetzte van den Ende finster, »wenn ich nicht etwas Anderes zu begehren hätte als einen Lohn. Gebt den Sire van Rassinghem und seine Tochter frei.»

Alba zögerte schwankend mit der Antwort.

»Wenn er das Land räumen will« — sagte er dann.

»Das müßt Ihr ihn selbst fragen. Die Bitte, die ich in diesem Augenblick an Euch richte, werdet Ihr nicht verweigern!«

Und doch hätte der eiserne Spanier vielleicht die Bitte abgeschlagen, wenn sie wie eine Bitte vor ihm ausgesprochen worden wäre. Aber der Junker van den Ende sprach sein Verlangen an ihn mit einem solchen Tone der Zuversicht aus, so sehr wie ein Recht, das ein Mann vom anderen zu for-

dern habe, daß der spanische Edelmann in dem Herzoge sich regte und der Stolz der Großmuth den Sieg davon trug über seine Härte und Verfolgungslust.

Alba gab seinem Adjutanten einen Befehl, und dieser eilte davon.

»Beurlaubt mich,« sagte Arnolf und wollte dem Officier folgen.

»Euch? Ihr seyd ein Geuse!«

»Ja, aber Ihr werdet Euch nicht als meinen Richter fühlen in diesem Augenblick!«

Arnolf van den Ende entfernte sich ruhigen Schrittes durch die Haufen der verwundert zurückweichenden Spanier. Der Herzog sah ihm schweigend nach.

In der Ferne erblickte Arnolf den Herrn von Rassinghem und seine Tochter auf ihren Pferden haltend, von ihrer Wache umringt. Als er sie erreichte, hatte der abgesandte Officier ihnen bereits ihre Freiheit angekündigt. Anna reichte mit

Freudenthränen Arnolf die Hand. Er war ja auch ihres Vaters, ihr Retter. Der alte Edelmann unterzog sich gern der Weisung, das Land zu verlassen, und er legte noch lieber Anna's Rechte in die des Geusen, froh der Stütze auf der Reise in die Verbannung. Sie begaben sich zusammen nach Deutschland, wo sie Schutz fanden und jegliche Unterstützung am hilfbereiten Hofe Nassau's. Ihre Güter und Habe hatte Alba nämlich nicht zurück gegeben, sondern für seinen König eingezogen.

Herzog Alba lag am Abende dieses Tages in seiner Kammer vor dem Gekreuzigten auf den Knien; er sandte ein heißes Dankgebet für seine Rettung zum Himmel auf und schloß sein Flehen mit den Worten:

»Herr! gehe nicht mit mir in's Gericht, daß mein erster Dank für Deine rettende Huld eine Sünde war. Ich habe einen Ketzer, einen Feind Deines Namens der Strafe entzogen, statt ihn zu

tödten als wolgefälliges Opfer Deinem Zorne! Er war mein Retter und ich — ein schwacher Sünder!«

Ende des ersten Bandes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

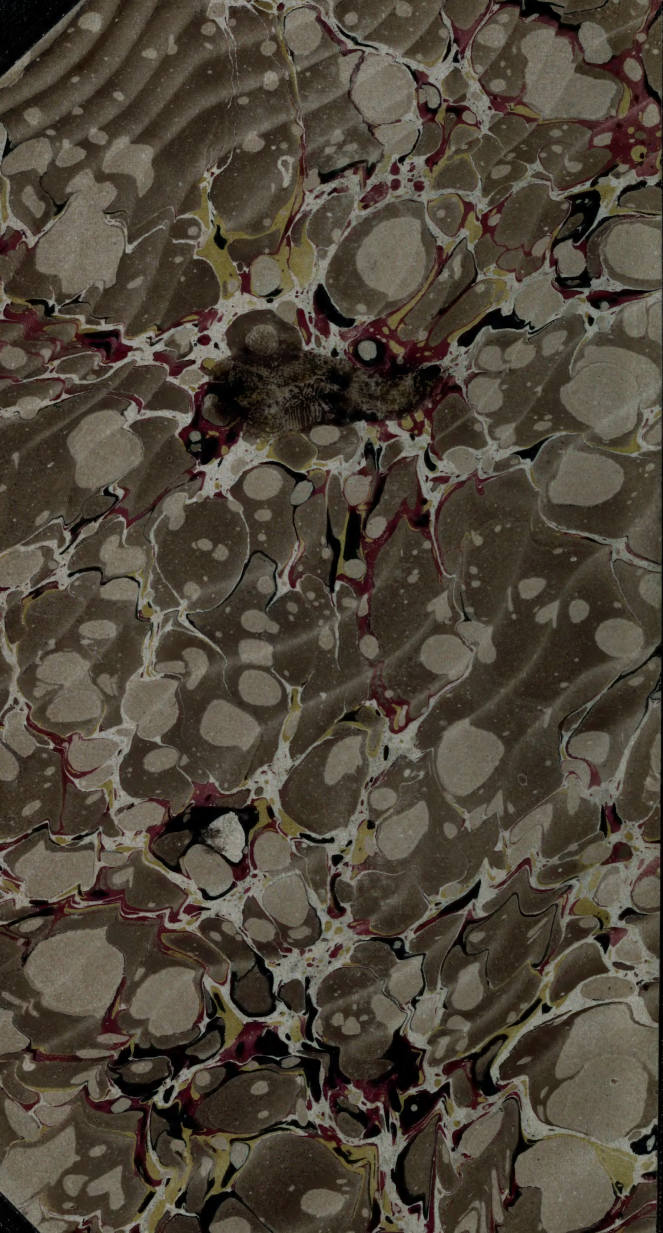
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

Author Schücking, Levin Ludwig.

Title Novellen. Vol.1.

27671

S385n